

Estnische Schnurren

und andere schnurrige Sachen

in Vers und Prosa

von

Rudolf Seuberlich



Riga
Verlag von N. Kymmel
1905.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Widmung	3

Jüri Torupill (Estnische Schnurren).

Vorwort	7
Freundschaftliche Nachruf für Johansohn aus Lemsal	9
Zwischenwort	12
Das große Glück	13
Auch ein Opfer des Automobils	14
Zum ersten Mal	15
Das gefährliche Ende	16
Zu den Wahlen	17
Die große Sünde	18
Mein erste Praut	20
Mein zweite Praut	22
Mein dritte Praut	24
Jüri Torupills Öllenfahrt	27
Schlußwort	34

Ossip Stepanowitsch (Russische Schnurren).

Vorwort	39
Über Vorzeichen und Vorbedeutungen	41
Auf der Bärenjagd	45
Auf der Hirschjagd	49
Beim Angeln	52
Meinungäußerung über „die Heimat“ von Sudermann	54

IV

	Seite
Efrim Iwanowitsch Chitrit	56
Als Fedja Musik lernen sollte	61
Aus den Analen unserer kleinen Stadt	66

Schnuriges Allerlei.

Der Sinn für den Unsinn	79
Der Sommer von 1902	80
Das hohe Lied von den Tanten	82
Das Onkellied	88
Klein Lieschens Traum	92
Schicksalstücke	94
Ein Bockchen mit Galoschen	96
Katarrhalisches	98
Was Thomson seinem Freunde Jane erzählte, als er, Thomson, eine Reise nach Newcastle gemacht hatte	100
Vortrag zur Goethe-Feier 1899	104

Meine Kollegen.

Den Männern der Neuzeit	114
An sie	115
Rothenberg bei Tag und Nacht, wie es weint und wie es lacht	118
Die lispelnde Kollegin	121
Ich könnt diese Nacht nicht schlafen	123
Ich bin nur eine Bonne	124
Riezchen von Julius Meyer	126
King No Meyer das Ungeheuer	132
Dichtervereins-Sitzung vom 8. März 1876	140



Meinem lieben Freunde

Julius Meyer

gewidmet.

Es war eine schwere und ernste Zeit, die wir Rigenfer im letzten Jahr durchlebten, und da wird sich mancher wundern, daß ich in solcher Zeit noch harmlose Schwänke zu ersinnen vermochte. — Du aber, lieber Freund, wirst Dich nicht wundern, erstens, weil Du Dich überhaupt nicht leicht wunderst, und zweitens, weil Du weißt, daß die hier gesammelten Schnurren alle schon vor Jahr und Tag, ja zum Teil schon viel früher entstanden sind. — Manche von ihnen haben sogar ein recht ehrwürdiges Alter erreicht und ärgerten sich schon gelb darüber, daß ich sie bisher nicht drucken lassen wollte oder konnte. Diese alten Veteranen stammen aus einer Zeit, da wir beide noch junge Gesellen waren und die Welt im Morgensonnenglanz uns entgegenstrahlte, lächelnd und verheißungsvoll, wie ein schönes Weib, das erobert zu werden verlangt. — Wir hatten damals auch beide die beste Absicht, sie zu erobern, und wir glaubten, daß uns dieses durch unsere Lieder unfehlbar gelingen müsse. Aber die Welt ist nicht so leicht zu erobern, wie junge Leute sich das denken. —

Wir haben die Welt nicht erobert; doch wir verschmerzten das leicht, wenn wir sahen, daß es uns oft genug gelang, manchen geplagten Erdenpilgern trübe Stunden in heitere zu verwandeln und uns Herzen zu gewinnen überall, wo wir hinkamen mit unserem fröhlichen Singen. —

Mögen denn auch diese in trüber Zeit erscheinenden Schnurren nicht umsonst versuchen, umdüsterte Gemüter auf kurze Zeit zu erhellen und zu erheitern. Dich aber, lieber Freund, mögen sie erinnern an manche fröhliche Stunde und vor allem an die schönste Zeit, die wir miteinander verlebten, an unsere Jugendzeit.

Riga, Dezember 1905.

Rudolf Seuberlich.



Jüri Torupill.



Vorwort.

Als ich noch ein Bürschchen von 7 Jahren war, hörte ich zum erstenmal den Namen Johann aus Lemsal. Es wurde die Geschichte erzählt, wie auf einem Bürgerball ein biederer Schlächtergesell mit einer Schneiderstochter eine Anglaise tanzte, und wie letztere ihre Bildung sogleich durch Anknüpfung eines literarischen Gesprächs hervorzuheben suchte; sie fragte: „Kennen Sie Klopstock?“ „Weiß ich wohl nicht.“

„Über Schillers Kampf mit dem Drachen?“
„Von so ein Kampf ätt ich wohl nie gehört.“

„Über von Götz von Berlichingen mit der eisernen Faust und von Goethes Faust müssen Sie doch gehört haben?“ Der Schlächtergesell fing an sich zu wundern, woher seine Dame all diese Leute kannte, die allem Anschein nach sich doch offenbar durch besondere Kampffähigkeit und Stärke auszeichneten, aber zugleich ärgerte es ihn, daß jemand ihm durch solch unbekannte Leute imponieren wollte. —

Wissen Sie was, freileinchen — sagte er — diese Kerls kenne ich alle nich; aber kennen Sie Johannsohn aus Lemsal? Nicht? — Nu, sehen Sie, das is ein Nas auf hauen!“

Seit dieser Geschichte ist der Name Johannsohn aus Lemsal mit dem Zunamen „Nas auf Hauen“ unauslöschlich in meinem Hirn haften geblieben, und der Mann wuchs sich in meiner Phantasie zu einem richtigen Goliath aus, vor dem ich alle Hochachtung hatte. Leider konnte ich damals und auch später von niemand erfahren, ob dieser Johannsohn wirklich in Lemsal gelebt habe oder noch lebe oder schon gestorben sei. Erst jetzt nach mehr als 50 Jahren habe ich einen in Livland wohnenden Esten entdeckt, der mir bestimmte Kunde über Johannsohn aus Lemsal geben konnte. Dieser Este heißt: Jüri Torupill*) und ist nicht nur Johannsohns bester Freund gewesen, sondern weiß auch sehr Erbauliches über das ruhmvolle Ende dieses kraftvollen Mannes zu berichten. Er hat ihm folgenden Nachruf gewidmet:

*) Georg Dudelsack.

Wreindschaftliche Nachruf für Johannsohn aus Lemsal.

(Gefannt unter Namen: Has auf Hauen).

Mein kute Wreind Johannsohn starb
Unt wurde fleich pefraben.
Nu werde ich sso starken Wreind
Nie mehr in Leben aben.

Auf tiefe Wreind att ich Werlaß;
Tas war ein Junf mit Sporen.
Wo ter war pei, pei Keilerei,
Warn andre fleich werloren.

Wol war er manchmal frop mit mich
Wie ungeschliffne Obel;
Toch witzig war er immerwort
Unt immer wuchtpar nobel.

Wenn er mit mich auf Kneipe jinf,
Tann ssählt er unsre Plaschen
Und ssrie: „ich ssah!“ toch ssah er nach,
Att er kein Jeld in Taschen.

Tann ssagt er: „Jüri, ssahl wor mir,
Ter Wirt isß ein Wilister!
Wenn ich erst werde König ssein,
Wirst tu Winanzminister.

Tie Mädchens waren toll auf ihm.
Kam er auf Pall ssu ihnen,
Tann wurde er fleich umjeschwärmt
Wie Onigtopp won Pienen.

Ich att auch eine Praut, tie ließ
Ssich won ihm wechsstibitzen;
Toch wie er merkt, wie tumm tie war,
Tann ließ er fleich ihr sitzen.

„Ssei wroh“ — sso ssagt er — „taß ich tie
Won Alse tir jenommen,
Tie ätt tir, arme Jüri, ssonst
Ssu Eirath toch bekommen.“

Ssein Erz war wirklich wurchtpar kut,
Nichts Pessres könnit es jeben;
Wenn tas nich sso jewesen wär,
Tann möchte er jekt noch leben.

Ta war in Stadt ein alte Aus
Mit Kneipe — Kut ssu schmoren;
Toch Wirt war art. Ich flaub, ter war
Als Ssatan sson jeboren.

Unt wie ich tort mal kneipen wollt
Sson pischen anjerissen,
Ta att er mir auf andre Sseit
Won StraÙe injeschmissen.

Ta kam Johansohn: „Oi wie tarfst
Tu Jäste sso traktieren,
Daß auf, dafür pezahl ich jezt,
Tas tu nichts ssollst werlieren.“

Und fleich an Prust packt er ihm an,
Unt att tann ssozusagen
Mit Interteil won tiefe Wirt
Tas kanze Aus zerlagen.

Toch tapei wiel ihm Aus auf Kopp
Mit Sornstein, Tach und Wände.
Sso pliep mein Wreind Johansohn tot
Turch Kraft won eigne Uende.



Zwischenwort.

Man wird begreiflich finden, daß dieser Nachruf mir außerordentlich gefiel, nicht nur, weil er dem Johannisohn aus Lemsal galt, sondern auch, weil ich in dem Dichter einen edlen Charakter und ein tiefes Gemüt zu erkennen glaubte.

Ich bat Jüri daher, mich auch mit anderen Kindern seiner Muse bekannt zu machen, und seitdem wurden wir selbstverständlich Freunde. In den folgenden kleinen Gedichten sind zum Teil schon bekannte Anekdoten bearbeitet; aber bei den zum Schluß folgenden 3 Bräuten hat Jüri offenbar die Tiefen seines eigensten Seelenlebens uns geöffnet, und in Jüris Höllenfahrt entwickelt er eine so großartige Phantasie, daß Dantes Höllenfahrt daneben gestellt, blaß und langweilig erscheinen muß. —



Das froße Klück.

Mein Söhnchen wiel won Wensterpanf
Erunter auf Trottoar,
Wo unsre Wohnunk, Kott ssei Tanf,
Nur ein Trepp oben war.

Unt frad mit Kopp wiel er auf Tein;
Js tas nich froße Klück!
Wie leicht pricht man nicht Harm unt Pein,
Toch sso hein Kopp is tick!



Auch ein Opfer des Automobils.

„Karla, oil — Wie ssiehst tu aus?
Kopp mit Plut und Rock mit Krauß!“
„Ja, ein Hautdo kam ssu rennen,
Wie ich frade fleine Prand att.
Unt ta wurd ich umjerissen
Unt in Kraben injeschmissen.
Oi! Wie ter mir anjerannt att,
Kopp tut mir wie Weier prennen!
Wer mir wrühjer nicht jekannt att,
Könnt mir jetzt nicht mehr erkennen.“



Zum erstenmal.

Ach Kott, ach Kott, mein Mann pliep tot.
Ter war wohl pischen toll,
Toch war ter sso, tenn tenkt ich plos:
Ter ssoff ssich far ssu woll.

Uch Kott, ach Kott, nu starb er toch,
Unt tenken Ssie nur wie?
Ter att ssich sselber aufjehänkt;
Tas tat er wrüher nie.



Tas jewährliche Ende.

Oi, wrüher war ich Trunkenpolt,
Unt tas is far nicht fut,
Weil man mit Trinken immerwort
Ssein Jeld unt Kut wertut. —

Unt wer ssein Jeld unt Kut wertut,
Ten pumpt man auch nichts mehr,
Unt wer ta nichts ssu pumpen friegt,
Wo nimmt ter Naps tenn er.

Trum ab ich mir ssulekt erhänkt;
Toch tumme Strick, ter riß,
Unt ich prach Pein. Ich tachte nie,
Tas tas sso währlich is.



Zu den Wahlen.

Ich öhrte von ein lettisch Wreint,
Taß tie in Riga Wahlen ätten;
Ta wragt ich, wie er wählen möcht,
Op wür tie Teutsche oder Letten. —

„Ja, ssiehst tu“ — ssagt er — „Wölfe ssint
Nur währlich, wenn ssie Unger atten,
Unt unse Wölfe unjern lanf,
Trum wähl ich lieberst toch tie ssatten.



Die große Sünde.

Erzählt von Kaptän Kalamees.

Wir wuhren mal nach Arensburg.
Ich att Matrosen vier,
Unt Sneider Michelfohn wuhr mit
Als einzje Passagier.

Ta kam ein Sturm, wie mir noch nie
Um Nase eins jeweht.
Tas war, wie wenn sich Immel sselbst
Mit Mär erumjetreht. —

Matrosens wurden sson ganz ankst
Unt alte Pootsmann Kratt,
Ter meint: „In Poot muß einer ssein,
Ter froße Sünde at.

Unt tas kann nur ein Santratß ssein;
Tenn Sturm is wiel ssu froß.
Trum ssag tu, alte Michelfohn,
Was ließt tu alles los?“

Unt Michelsohn, ter war ganz plaß

Unt ssitterte und ssrie:

„Ich ab nich Sult an tiefe Sturm;

Tenn Sünde att ich nie.“

„Nicht Sünde, was? Ins Mär mit ihm!“

Rupt Kratt — tu Ssatanstrach!

Toch Michelsohn ssreit: „Wart toch, wart,

Ich tenf ein pischen nach. —

„Ja, eine Sünde steht wieleicht

In Ölle toch wermerkt:

Ich jinf einmal an Kruch worpei

Unt att mir nich jestärkt.“ —

Unt seh'n Ssie, wie er ties jestant,

Kleich wurde Wetter fut.

Ta ssieht man, Sünde is wohl froß,

Wenn man sso etwas tut.



Meine erste Praut.

Die erste Praut, die ich att' apt,
War alt nur ssieben Jahre
Unt atte nasse Nase oft
Unt weierrote Nare.

Tieselbe ssagt, ssie ssei mein Praut,
Toch ich — sso ssint sson Knaben —
Wenn ssie mir küßt' — tann ssie ich laut,
Unt wollt ihr far nicht aben.

Ssie wurde aber froß unt übsch,
Unt ich war auch sson flüjer;
Ich wußte wohl — ihr Water war
Die reiche tiecke Krüjer.

Wie ich tenn ssagt: Tu pist mein Praut,
Tenn wink ssie an ssu ssreien:
„Ich pin kein Kint mehr; lassen Ssie
Die tumme Kindereien.“

Da tacht ich, ssie seniert ssich nur
Unt winf ihr an ssu küssen,
Da at ssie mir mit eigne Unt
Aus Türe ausjessmissen.

Nu tenf ich sso in meinen Sinn:
Sso ssint tie Wrauenzimmer:
Ssint ssie noch klein, tenn ssint ssie tumm,
Doch froß ssint ssie noch tümmer. —



Mein zweite Praut.

Ich want ein Mädchen mal in Stadt,
Die war sso wunderffön,
Dafß ich ihr ansah immerwort,
Unt ssatt nicht konnte ssehn.

Wie Sjeschen liegt auf Ssauerfohl
Lag Nas' ihr ins Gesicht.
Unt Lippen pummeln, wie an Baum
Zwei Kirschen, wenn ssie spricht.

Wie wrischjepackne Pannfuch lach
Jelbpraune Nar auf Kopp
Unt wie jepratne Strömlinß inf
Auf Rücken kleine Ssopf.

Jhr Ohrchen war wie Marzipan
Unt Wange rot und tick
Wie Apfel unt ein jete Ssahn
Wie weiße Ssuckerstück.

Unt Augen ssahen frad sso aus
Wie Plaubeer sschwimmt auf Mant*),
Unt Als war weiß, wie Planmanscheh
Unt weich wie Plaumchen Unt.

Ich wraß ihr wast wor Liebe auf,
Wie ich ties att entteckt.
Toch ssad, ich merkte, taß an ihr
Ties alles anders ssmeckt.

Trum jinf ich palde wort won ihr;
Troz Ssöneit des Jesichts.
Ssie war nicht ssauer unt nicht ssüß,
Ssie ssmeckte kanz nach nichts.

*) Rahm, Sahne, Schmand.



Mein tritte Praut.

Ich war in Lemsal Järtnerpursch,
Ta ssah ich ihr auf Palle;
Ssie iefß Lowise Krims unt war
Wiel ssöner ta, als alle.

Ssie ssah sso wrisch aus unt jesunt
Wie Plümchen is auf Wiese,
Nur eins war ssad, ssie lachte nie
Unt war sso stumm wie tiefe.

Wie ich won ihre Ssöneit prach
Mit allerand Wlattusen,
Ta sslug ssie Augen nieder fleich
Unt fückte ssich auf Pusen.

Unt wie ich ssagt: „Ich liebe Ssie!“
Ta war ssie ganz erssrocken
Unt ssagte: „Wai!“ unt Munt plieb auf,
Wie Wisch*), wenn is auf trocken.

*) Tisch.

Ich trücket ihr zärtlich Unt unt wragt,
Op ssie mir möchte lieben;
Ta ssagt ssie: „Pfui“ unt fucket auf Want
Unt is ganz stumm jeplieben.

Sso wurd' ssie aber toch mein Praut
Unt plieb ties auch sechs Wochen,
Ta aben wir uns viel geküßt
Unt wenich nur jesprochen.

Nur wenn ssie krad won Ochzeit prach,
Tann prach ssie viel unt ssnelle;
Ich aber tacht an Ochzeit nicht,
Ich att ssu kleine Stelle.

Ssulezt att tiefe Praut ein Wreint
Won Alse mir jenommen
Sso plieb ich alte Junkjesell
Unt ab kein Wrau pekommen.



Jüri Torupills Öllenwahrt.

Ich ab jeträumt in letzte Nacht:
Tot kam mir Als aptrehn,
Unt eh ich merkte wie unt wo,
Mußt ich wor Ölle stehn.

Ta waren viele Männer sson
Unt Weiber froß unt klein,
Tie wollten alle mit Jewalt
In Öllentor erein.

Toch viele Sfatans tanden ta
Mit Werdewuß unt Wanz,
Unt ließen keinen nicht erein
Unt machten froßen Tanz.

Ihr Auptmann aber tanzt woran
Mit Müstgabel in Unt;
Ich sseh: tas is Johansson — oi!
Ich att ihm fleisch erkannt.

Unt wie er mir tenn att erkannt,
Ta winf er an fšu ffrein:
„Macht Platz! Ter Jüri is mein Wreint,
Ten pring ich felpft erein.“

Unt wie wir tenn in Ölle ffont,
Ta wragt' ich, wie tas kam,
Tas Sfatan ihm wor Ölle ta
Als Oberdwornif*) nahm.

„Ja“ — facht er — „Menffens wurden lecht
Unt tachten überaupt,
Tas far kein Kott in Zimmel is,
Wie man tas wrüher flaupft.

Sfie flaupften auch an Sfünde nicht
Unt nicht an Ölle mehr,
Unt jeder tat, was ihm jefiel
Unt jeder ffündicht ffehr.

Sfulekt jinf Kott won Erde wort
Unt ffloß ffein Zimmel ffu,
Unt fachte: „Sfatan, tiefe Welt
Ift tein, rejiere tu!“

Sfuerft att Sfatan ffigh jefreut
Unt att rejiert wie toll;
Toch wie ein Jahr werfangen war,
War kanze Ölle woll.

*) Hansfnecht.

Tie Sfeelchens wanden Jmmel west,
Unt traußen war es kalt.
Ssie wroren ssehr unt liefen tenn
In warme Ölle palt.

Taß Ssatan Sfeelen winf wie ssonst,
Tas war tenn palt worpei;
Er tacht an Sfeelenapwehr nur,
Statt Sfeelenwängerei.

Unt weil kein Ssatan tarf jenuch,
Taß er apwehren kann,
Ta nahm ter Ssatan mir ssulekt
Mor Oberdwornif an.

Noch kann ich. Aber Antrang is
Auch jekt sson wuchtpar froß.
Unt ssicher prechen ssie ssulekt
Toch Öllenworte los.

Ter Oberssatan wirt sson pang
Unt petet ganz jerührt,
Taß liebe Errgott kommen möcht'
Unt wieder Welt rejiert."

Sso prach Johansson: „Jer is eifß,
Man könnt nicht weiter jehn!
Ssieh ier! Tu kannst turch Loch in Want
Uns' Oberssatan ssehn." —

Unt richtig: Ssatan ssatz auf Thron,
Wo rinksam Weier prent;
Nach Immel treht er Augen auf
Unt att jewaltne Änd.

Unt tiefe Tränen fullerten *)
Auf Wangen ihm erap,
Unt mit tie Trottel won ssein Wanz
Wischt er ssie traurich ap. —

„Wil — ssacht ich — toch Johansson nahm
Mir wort won Loch an Want:
„Komm mit! Ich kann tir sseigen ier
Noch Toller's allerant.“

Tenn wührt er mir turch Öllentor
Ssu froße Kessels in;
Ta prannte Weier unter tie
Unt Menssens quiekten trinn:

„Örst tu!? — Wer far ssu lüderlich
Auf Erden att rumort,
Ter wirt pei uns in hochent Öl
Lebendich ier jessmort.“

„Wil“ — ssacht ich — toch Johansson ssch
Mich wort: „Komm mit! Ssieh er!
Ties ssint tie, tie mit Sfunge ssich
Werfsündicht aben sswer.

*) flossen herab.

Werleumders, Lückners, Wluchers ssint
Sfusammen ier jepracht
Mit manche Wrau, tie ihren Mann
Mit Ssimpfen totjemacht."

Unt richtig, ta war froße Ssaal
Mit tausend Menssen woll,
Unt jedem inf tie Sfung aus Als
Unt wuchs unt wuchs wie toll.

Unt war die Sfung froß jenuch,
Tenn ssnitt ihr mit ein Ssär
Ein Teufel ap; toch Sfung wuchs
Kleich weiter interehr.

"Oii!" — ssacht ich — toch Johansson prach:
"Jetzt kommt ein nobler Ort:
Wer oben Tieb unt Mörder war,
Ssetzt ier ssein Antwerf wort!"

Unt richtig, Mörders auten ssich
Mit Messers überall
Unt nitten ssich tie Köpfe ap
Unt pielten tamit Pall.

Unt wenn ein Kopf Jeköpfte traf,
Kanz eins, op Wrau, op Mann,
Tenn froch ihm Kopp auf Ssultern kleich
Unt wuchs ta richtig an.

Unt Tiebe stahlen Köpfe auch;
Sso kam tenn froße Paß,
Taß keinem mehr ein richtje Kopp
Auf sseine Ssultern ssaß.

Toch tas war alle far nicht recht;
Ssie waren toll vor Wut
Unt suchten wilt nach ihren Kopp,
Unt überall wloß Plut.

„Oi!“ — ssacht ich — toch Johansson prach:
„Nu, Junfchen, laß sson ssein!
Jetzt kommt ter fröfste Ssatanssaal
Unt swerste Öllenpein.

Jer ssint tie Trunfenpolde trin,
Jewüllt mit Piritus,
Unt jeder att ein Tocht im Maul,
Ter immer prennen muß.

Ich pat sson Oberssatan mal,
Taß er aufstellen wollt
Als Gaslaternen ier pei uns
All diese Trunfenbold’.

Ter Oberssatan aber prach:
Tu pist wol nicht sanz fluch!
In Ölle muß es tunfel ssein;
Jer is es ell jenuch.

Sso is wür Säufer's Platz nicht mehr,
Unt tort an Öllentant
Wirt tächlich ein Million tawon
In Ohwen ganz werprannt.

„Öi!“ ssacht ich — unt tenn war ich trinn. —
Ein Ssatan kam, nicht waul,
Unt topfte mir ein froße Tocht
In Kurjel ein turch Maul.

Tenn att er anjezündet Tocht,
Taß ich wie Lampe prannt,
Was krausam wehtat, unt ich konnt
Nicht rühren Wuß unt Unt. —

Unt tabei stieß unt ssob man uns
Ssusammen mit Jeknarr,
Dis ich ein froßes Weier ssah
Wie ssreckliche Possharr*).

Unt immer eißer wurd es mir
Unt übel obentrein,
Unt eh ich wußte, wie tas kam,
Wloch ich in Weier ein.

Ta prannt ich wie ein Spitzfi**) trin,
Nur Rauch plieb won mir nach,
Toch wie ich ganz unt far werbrannt,
War ich auf einmal wach.

*) Feuersbrunst. **) Zündhölzchen.

Unt sseh'n Ssie: Wasche Monopol
Stant neben mir an Pett,
Ta merkt ich, taß ich jestern wohl
Ssuwiel jepichelt ätt.

Trum ssag ich: Menssen, ssündicht nicht
Unt pichelt nicht ssuwiel.
Tenn wenn ihr sso in Ölle kommt,
Tas is kein Kinderpiel.



Schlußwort.

Ich zweifle nicht daran, daß Jüri Torupill nach Veröffentlichung dieser Gedichte bald ein berühmter Mann werden wird, und es werden sich später sicher manche Literatur-Historiker und andere gelehrte Forscher finden, die bestrebt sein werden, das Leben und das Schaffen dieses Mannes auf das Genaueste zu erforschen. Um diesen Herren unnütze Mühe und Arbeit zu sparen, möchte ich folgendes über meinen Freund Jüri mitteilen und zugleich bemerken, daß es ganz unmöglich ist, mehr über ihn zu erfahren:

Wann er geboren ist, weiß niemand, auch er selbst nicht, ja, sogar auch ich weiß es nicht; aber dagegen weiß ich, wo er geboren ist. Es ist der kleine Ort „Meinhirn“, dort hält er sich vermutlich auch noch auf, und sobald ich wieder von ihm höre, werde ich nicht ermangeln, darüber zu berichten. — Im übrigen möchte ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß es Menschen gibt, welche

kühn behaupten, Jüri Torupill habe überhaupt nie gelebt. Sollten die Forschungen künftiger Literatur-Historiker zu demselben Ergebnis führen, so werden sie meinem Freund Jüri hoffentlich den wohlverdienten Beinamen „der Niedagewesene“ oder „der Unsterbliche“ verleihen. —



Исидор Степановичъ.



Ossip Stepanowitsch.

Mein Freund Ossip Stepanowitsch ist ein kleiner Kaufmann, der in der Moskauer Vorstadt ein Haus und einen Viktualienladen besitzt und schöne Geschichten zu erzählen versteht. Ich lernte ihn kennen, als wir in einem Sommer denselben Villenort bei Riga bewohnten und häufig gemeinsam die Fahrt dorthin machten. Seine Geschichten und mehr noch die drollige Art, wie er sie in seinem russischen Dialekt erzählte, veranlaßte mich, einige derselben niederzuschreiben und hier wiederzugeben. Freilich war nicht alles, was er erzählt, Selbsterlebtes oder Selbsterfundenes, wie er vorgab. Von den nachfolgenden Erzählungen glaube ich z. B.: „Auf der Hirschjagd“ und „Beim Angeln“ ganz ähnlich in der Beilage der Dresdener Nachrichten in sächsischem Dialekt gelesen zu haben, und die Geschichte „Aus der Chronik unserer kleinen Stadt“ ist ziemlich genau, wenn auch mit Aus-

lassungen und kleinen Änderungen dem russischen Schriftsteller J. A. Sacharin (Jafunin) nacherzählt; aber ich nahm dennoch auch diese beiden Sachen auf, weil es mir vorkam, daß sie in dem drolligen Deutsch meines Freundes Ossip Stepanowitsch besonders komisch klingen.



Über Vorzeichen und Vorbedeutungen.

Viele Menschen noch immer leben in Welt, welche nicht daran glauben, daß Vorbedeutungen große Rolle spielen in menschliche Leben und daß ganzes Leben, sozusagen, wird geleitet und gelenkt von kleine Vorzeichen. — Gute Vorzeichen gibt es und böse Vorzeichen. — Viele sagen: das ist Überglauben; aber ich sag: nein! Nur wer ordentlich aufpaßt auf alle Vorbedeutung und Vorzeichen, nur der kann wissen, was ihm steht bevor und bei böse Vorzeichen er kann manchmal auch Unglück aus dem Wege gehen. Wer aber nicht aufpaßt auf solche Vorbedeutung und Vorzeichen, der nie nicht kann wissen, was er wird erleben und rennt ruhig in sein Unglück. — Dieses ich sag ich nicht so mit leere Worte; nein! Ich kann ich beweisen und belegen mit selbst erlebte Tatsachen.

J. B. Jedermann kennt Sprüchwort:
Wenn junges Mädchen anschneidet Butter.
Kriegt sie nicht Mann und wird sie nicht Mutter.

Nun sehen Sie, wie meine liebe Frau noch war junges Mädchen, da sie kannte sie noch nicht

diese Vorbedeutung und in ihre Unwissenheit sie schnitt einmal erst Butter an. Was war Folge? Lange, lange sie konnt kein Mann nich kriegen. Zuletzt freilich, mit große Mühe, hat sie mir gefriegt, aber Kinder noch viel später. —

Als zweite Beispiel ich kann ich anführen meine liebe selige Eltern. Beide sie hielten viel auf Vorbedeutung und Vorzeichen und namentlich sie hatten große Furcht vor böse Zahl 13. — Trotz diese Furcht — weiß der Himmel wie das kam — einmal bei meine Eltern waren 13 Personen bei Mittagstisch. — Glücklicherweise ich saß ich nich dabei und merkwürdig, alle 13 auf einmal hatten bemerkt, daß da waren 13 bei Tisch, so daß niemand nich wußte, wer da war der Dreizehnte. — Über Vater und Mutter, beide sahen seitdem Tod vor Augen und richtig — denken Sie sich, alle 13 Personen peu à peu sie sind sie gestorben. —

Sehr nützlich is auch zu wissen Bedeutung von Tage. Namentlich Montag is gewissermaßen Unglückstag für alle Unternehmungen. Z. B. an Montag man soll nie nich Geld bezahlen, weil man sonst ausgibt Geld jeden Tag in ganze Woche. Einmal nur in meinen Leben ich hatt ich notwendigermaße an Montag Schneiderrechnung zu bezahlen, aber das Mal folgen waren nich so schlimm, denn glücklicherweise ich hatt ich während

diese Woche nich ein Kopeken Geld in Tasche. — Am Montag soll man auch niemals gehen auf Reisen. Nu, ich hab nie gereist, aber ein Freund fuhr einmal an Montag, nach große Abschieds-Schmore nach Petersburg und was war die Folge? In Dünaburg er schlief so fest, daß er blieb liegen in Waggon und kam schließlich an in Witebsk. —

Auch Wirkung von gutes Vorzeichen ich hab ich noch diese Tage an mir selber erlebt. Wie ich ging auf Straße, plötzlich ein klein Vogelchen hat mir was fallen lassen auf mein neues Hut. Nun, neues Hut natürlich war einigermassen verdorben, aber ich trotzdem war sehr erfreut, weil sowas immer bedeutet Glück. Ganzen Tag ich wartet ich auf Glück, aber der Glück kam erst später. Am Abend besucht mir mein alter Freund Timofei Iwanowitsch, was da wohnt auf andere Seite von Düna. — Wir haben sehr angenehm sich unterhalten und natürlich auch ordentlich getrunken und weil bei Timofei Iwanowitsch geistliche Getränke nie geht in Kopf, sondern immer in Beine, er konnt nich gut mehr gehen, wie er wollt um 11 Uhr nach Hause. — „Wart Du, lieber Freund“, sagt ich, „ich werde Dir führen!“ und ich nahm ihm unter Arm und ging mit ihm über Düna-floßbrücke. — Unglückliche Weise war Klappe los und in Dunkelheit wir konnten nicht gut sehen und und plötzlich wir waren beide in Wasser. Aber

nicht umsonst hatte Vogelchen mir beschenkt. Mein arme Freund Timofei Iwanowitsch ertrank vollständig; mir aber zog man an Kragen heraus aus Wasser und ich hab nich mal Schnupfen gekriegt. So kann ich wohl sagen, ich hatt ich großes Glück diesen Abend. —



Auf der Bärenjagd.

Sie haben wohl gehört von neuliche Bärenjagd, was einige Rigaer Herren haben abgehalten, 30 Werst hinter Witebsk. Ich war auch dabei und ein schlechtes Mensch hat erzählt, daß ein große schwarze Bär mir hat aufgefressen und wieder ausgespuckt, weil ich bin nich genießbar gewesen. —

Aber Sie können sich selber schon denken, daß das nich is wahr. Ich glaub, das is dummer Witz nur von meine Freund Iwan Torotowitsch Wolkow, was mir hat mitgenommen auf diese Bärenjagd. Um richtig zu stellen, ich will mir erlauben zu erzählen, wie alles is hergegangen.

Wir waren 5 Herren, ein Engländer und ein deutsche Doktor aus Riga, ein Förster aus Witebsk, Wolkow und ich, und wie wir in Wald waren, da stellt Förster uns hin überall, wo wir stehen müssen und dann ließ er gehen Bauern mit große Lärm aufscheuchen Bär von seine Lager. — Richtig dauert auch nich lang, da hör' ich: Taps, taps, knick, knick, knick! Und wie ich hinsieh, ich seh

was Großes, Schwarzes mit merkwürdige Schnelligkeit bewegen in Wald. Ich sag Ihnen, meine Herren, wer nur hat gesehen Bären in Käfig, der hat gar keine Ahnung nich, wie so ein Tier sich bewegt im Walde. Wie Federchen springt er über umgestürzte Baumstämme, wie Schlange kriecht er durch dicke Büsche und überall mit große Sicherheit er läuft er vorwärts wie Windhund. — Großartig! Ich war so erstaunt, daß ich gar nich an Schießen dacht. Auf einmal — bauz! — hör' ich ein Flinte knallen und Engländer, was nich weit von mir stand, rief mir zu: „Wissen Sie, diese Bär is tot! Ich ueiß, mein Kugel ging ihm in Kopf!“ — Aber auf einmal ich seh schwarze Bär wieder tanzen in Wald und — eins, zwei, drei, springt er mir vorbei und läuft und läuft nach links. Au, denk ich, ganz tot is er noch nich, aber wenn er hat Kugel in Kopf, dann kann er nich mehr sein gefährlich. Also ich lauf ihm nach. Ich lauf und lauf, und wie ich ihm ganz nahe komm, ich schieß auf ihm und treff ihm Hinterbein. Da auf einmal er kehrt sich um, hebt sich auf, nimmt mir Hut ab, schlägt mir Flint aus Hand und wirft mir um und ehe ich noch konnt irgend was tun zu meine Verteidigung, stand diese schreckliche Bär über mir mit alle 4 Pfoten und brummt mir an. Herz stand mir still vor Schreck. Glückliche Weise meine Jagdtasche kam mir zu liegen auf Brust

und in diese Jagdtasche hatt' ich verwahrt Brot und Leberwurst. Geruch davon kam Bär wahrscheinlich in Nase, denn plötzlich zerriß er Jagdtasche und fing an zu fressen, was drin war. Aber wie er fertig war, brummt er mir wieder an und mit eine Taze dann kehrt er mir um. Wahrscheinlich wollt er sehen, ob ich auf andre Seite nich noch ein Leberwurst hatte. Doch wie er nich fand, wurde er böse und fing an mein Hinterteil schrecklich zu bearbeiten. Bis dahin war ich ganz starr und stumm vor Schreck, aber nun vor Schmerz schrie ich wie toll. Glücklicherweise waren die andern Herren inzwischen näher gekommen und der Engländer schoß noch ein Kugel in Kopf von Bär, so daß sofort ganzer Bär fiel — platsch! — tot auf mir zusammen. Halbtot war ich auch; wie ich wieder zu Besinnung komm, lag ich auf Schoß von junge Doktor, der mein Schaden besah. Meine erste Wort war: „Nich wahr, meine Herren, dieser Bär gehört jetzt doch mir?“ „Wieso?“ sagt mein Engländer. „Was laufen Sie nach Bären — ich hab ihm zweimal totgeschossen. Ich uill ihm nicht ueggeben!“ Nun fingen wir an zu zanken und weil ich Wolfow doch hielt für ein gutes Freund, so überließ ich ihm Entscheidung, ob Engländer für Totschießen sollt haben den Bär, oder nicht vielmehr ich, der ich doch mit eigenes Fleisch und Blut mir größere Unrecht hat erworben. Och —

ich kannt ich noch nich, was für Unmensch is dieser Wolkow. Wissen Sie, was er hat entschieden? Er sprach so: „fraglos gehört Bär an Engländer, welcher ihm hat zweimal totgeschossen; aber auch Ossip Stepanowitsch hat ein Unrecht an ein Teil von Bären. Ich schlag vor, daß man ihm sein Hinterteil ausflückt mit ein Stück Fleisch von selbigen Bären.“ — Und denken Sie sich, alle schrien: „Ja, Ja! und mit Gelächter haben alle mir festgehalten mit Gewalt, bis der deutscher Doktor mir hat wirklich aufgenäht ein Stück von frischen Bärenschinken. Schrecklich! Aber nachträglich ich muß wohl sagen, dieser junge Doktor is große Künstler. Alles is richtig angewachsen und ich bin froh mein richtige Anteil an diesen Bären jetzt buchstäblich und lebenslänglich zu besitzen. Wenn aber einer nich will glauben an vollständige Wahrheit von diese Geschichte — der kann mir besehen von hinten. —



Auf der Hirschjagd.

Wie Sie wissen, vor meine Verheirathung war ich Schreiber bei Banß von Naschegorod und dort habe ich so viel Briefe geschrieben, daß ich bin geblieben von großer Kurzsichtigkeit. — Wohl hab ich mir scharfen Brillen gekauft, aber wissen Sie, dieser Brill hindert mir nur am Sehen, namentlich in Winter. Wahrscheinlich, weil mein Naslöcher bischen zu hoch zu liegen stehen, mein Atem immer geht nach oben auf Brill und wenn Luft is kalt, natürlich der Brill beschlägt mir gleich, dies ist schon so verdrießlich; aber noch verdrießlicher, wenn ich geh auf Jagd. —

Sehen Sie, wenn ich steh in Wald mit Flint in Hand, und ich hör rascheln irgendwo ein Tier, dann gleich ich halt ich Atem an, bis er näher kommt; aber gewöhnlich er kommt er gar nich, oder bis er näher kommt, ich kann Atem nich mehr halten und — puff! blas ich aus, und der Brill is so beschlagen, daß ich nur Nebel seh; sogar

wenn ich schon vorher dem Tier hab schon ganz nah gesehen, ich schieß ihm vorbei. — Вотъ бѣда! Nur einmal ich hab ich getroffen — ich dacht ein Häschen, aber wie ich ihn hab gesehen, er war ein Ferkelchen, und ich hab ihm müssen bezahlen mit 3 Rubel. —

Seit diese Zeit ging ich ohne Brill auf Jagd; aber auch so ich hab ich nich viel Glück gehabt. Zuletzt ich hab ich wohl was geschossen, aber gleichfalls nich billig. —

Denken Sie sich, ich war bei meine alte Freund Oberförster Blau, was hat bei Olai forstei, und er stellt mir in Wald hin und sagt mir: „Hier steh du und wart du ruhig! Paß auf! Hier wird Hirschchen vorbeikommen.“ Nu, ich steh mit flint und wart und wart. — Nichts kommt! — Plötzlich ich hör ich Geräusch und vor mir auf ein kleines Waldweg kommt langsam etwas, was aussieht wie Hirsch, welches Kopf an Erde hält und Gras freßt. Ich sah auch, mein Hund Caro hebt Nas in Luft und schnuppert. Also ich heb auch Nas in Luft und schnupper und richtig roch ich ganz deutlich haut gout. Oh! denk ich, das muß ein sehr alter Hirsch sein, aber schadt nichts, so liebt ihm meine liebe Frau Anastasius Iwanowna. — Auf einmal wie es näher kommt, ich seh ich, das is nich ein Hirsch, das is zwei Hirsch, wenigstens ganz deutlich war zu sehen mehr wie 4 Beine.

„Aha! denk ich in meine Kurzsichtigkeit, erst will ich schießen auf hintere, damit vordere nichts merkt, dann kann ich vordere auch noch schießen. Und richtig, ich schieß auf hintern und treff ihm auch. Aber wissen Sie, was ich hatte getroffen?! — Mir is Schande zu sagen: Ein Faß mit Jauche, was ein Bauerchen fuhr durch Wald. — Wie ich hinlief, Bauerchen schrie wie toll und zeigt mir, wo Kugel hat Loch gemacht in Faß und Jauche auslief und stank. Für diese Stänkerei ich hab ich auch drei Rubel zahlen müssen und nun geh ich nich wieder auf Jagd. —



Beim Angeln.

Seit Jagdvergnügen mir is verdorben durch große Kurzsichtigkeit, ich habe mir andere kleine Sportchen ausgesucht. Ich ging ich Fischchen fang mit Angel, und dabei ich hab zuletzt großartig merkwürdigen Abenteuer erlebt. —

Denken Sie sich, einmal ich sitz mit Angel am Stintsee und Wasser rauscht und macht Wellen, und ich seh ganz ruhig nach Plawock*). — Auf einmal Plawock is nich mehr, und wie ich will Angel ausziehen, da plötzlich teilt sich Wasser in zwei Teile und aus Mitte rauscht eine feuchte Weib heraus und fragt mir, warum ich lock mit Regenwürmer ihre Brut, ihre Fischchens. Sie sagt, sie is armes Weib, mit Fischschwanz, was Kinder nich kann gebracht kriegen durch Storch, sondern was mühsam, durch Rogenlegen, sich muß Familie verschaffen. Darum soll ich in Ruh lassen ihre Kinderchen und lieber mit ihr kommen auf fühle Grund, wo sie hätt feine Restauration mit weib-

*) Schwimholz.

liche Bedienung und wohin sogar Sonne und Mond steigen herunter, um Durst zu löschen. Was sie noch weiter sagte, ich weiß es nicht mehr, denn plötzlich ich fühlt ich, wie Herz in Leib mir anfing zu wachsen, und wuchs und wuchs immer größer und größer, bis zuletzt ich selbst brach ganz entzwei. Eine Hälfte zog feuchte Weib herunter, andere Hälfte sank von selber in Wasser und denken Sie sich, seit diese Zeit ich ward ich nicht mehr gesehen. —



Ossips Meinungsäußerung über „die Heimat“ von Sudermann.

„Kennen Sie „Heimat“ von Sudermann? Großartig! aber doch fehlerhaft!

Erstlich Vater fehlerhaft. Vielleicht früher ganz guter Oberst gewesen und kommandiert auch noch zu Hause nicht schlecht; aber von Pastor schon zahm gemacht und mit Zipperlein in rechte Hand. Nicht mal Pistolen kann er mehr loschießen.

Frau noch zahmer. Fehlerhaft zahm! Jüngere Tochter auch; aber sehr nettes Mädchen, namentlich am Anfang, wo sie an Fenster sitzt und Sonne ihr auf Kopf scheint. — Bräutigam — Vetter Leutnant — ganz ordentlicher Mensch, aber auch fehlerhaft, weil er keine Kaution für Heiraten nicht kann geben.

Pastor auch fehlerhaft, weil unverheiratet. — Pastor ohne Frau, wie Topf ohne Deckel. Alles, was er fühlt, muß verdampfen. Was hilft ihm Liebe? Wenn er nicht kann zudecken, verdampft auch.

Aber nun ältere Tochter! Wild, ganz wild! Allein großartig feine Person! Niemand begreift,

warum Vater ihr hat praenumerando verstoßen; denn Fehler hat sie erst nach Verstoßung begangen, und nach solche Behandlung sehr begreiflich. Aber Vater begreift nicht und wundert sich, daß sie nicht nur große Künstlerin ist geworden, sondern dazwischen auch in unverheirateten Zustand hat ein Kind gefriegt. — Dadurch erscheint sie natürlich auch fehlerhaft, umsomehr, als Vater von ihr Kind sich präsentiert als ganz fehlerhafter Lump. —

Von alte ecklige Tante, von Damenbesuch und von Whistpartie will ich gar nicht reden, weil ungebildete Leute, Herren von Whistpartie, sogar spielen nicht mal Wint, sondern nur einfaches Whist ohne Bieten.

Aber trotzdem und alledem — nun sollen Sie mal sehen, was Sudermann mit alle diese fehlerhaften Leute für großartige dramatische Effekte macht! Gehen Sie und sehen Sie selbst. Beschreiben dieses kann ich nicht; aber ich kann Ihnen nur sagen, ich saß in Theater, wie mit Alp auf Brust, und wie ich herauskam, noch hatt ich Herzklopfen und dicken Kopf, und meine Frau vor Aufregung hat Magendruck gefriegt.

Sehen Sie, das ist Heimat.

Großartiges Stück."



Efrim Iwanowitsch Chitrik.

In voriges Jahr suchte ich Dwornik. Auf Inzerat haben sich viele gemeldet, darunter auch einer, der sich nannte Efrim Iwanowitsch Chitrik. Bischen dumm sah er wohl aus; aber ich habe immer gefunden, daß man dumme Menschen leichter kann regieren, wie fluge; also nahm ich ihm an for Dwornik. Aber da fand sich, daß er kein Paß nich hat. „Wi!“ sagt ich, ohne Paß! Nein, das geht nich, lieber Freund! Da mußt Du zuerst Dir Paß besorgen.“

„Nich möglich, Euer Hochwohlgeboren! Ich krieg kein Paß nich; ich bin angeschrieben for tot.“

„Was? Angeschrieben for tot? Wieso?“

„Ja, ich weiß nich, wieso? Wie ich letzte Mal kam in mein Dorf, um Paß zu wechseln, da schlägt Starost auf große Buch, sieht nach und sagt:

„Ich kann dir geben keine Paß nich; du bist du angeschrieben for tot.“

„Aber Väterchen — sag ich — sieh mir doch an! Ich bin mehr lebendig, wie nötig!“

„Das is mir ganz gleich — sagt er — du bist du angeschrieben for tot und tot bist du und bleibst du. Ich kann dir geben keine Paß nich.“

Ich schwieg und dacht ich nach: „Weißt du was, Väterchen — ohne Paß hier kann kein Mensch nich leben; darum gib mir zum wenigsten alte Paß zurück, was ich hab hergebracht!“

„Nein“ — sagt er — „Lieberchen, das kann ich auch nich! An Tote hat Gemeinde noch niemals nich abgegeben ein Paß. Das geht nich!“

„Gut“ — sagt ich zuletzt ärgerlich — „wenn ich kann kriegen kein Paß, nich neuen und nich alten, dann bitt ich mir aus Totenschein. Wenn ich bin angeschrieben for tot, dann muß man mir auch geben Bescheinigung for tot, woraus jeder kann sehen, wer ich bin.“ —

„Ja“ — sagt Starost — „wenn du bist angeschrieben for tot, dann muß man auch geben Totenschein. Das is richtig! Aber Gemeinde kann geben kein Totenschein. Das kannst du kriegen nur bei unsere Pop, Vater Stepan, da geh' du hin.“ —

Also ich geh ich zu Vater Stepan und erzähl ihm, wie Gemeinde Starost*) mir hat gesagt, daß ich bin angeschrieben for tot, und daß er darum kann geben kein neue Paß und alte auch nich, weil Gemeinde noch niemals an ein Toten hat Paß gegeben und ich sag, wie zuletzt ich hab mir

*) Ältester.

ausgebeten Totenschein und wie dann Starost mir hat gesagt, Totenschein kann ich nur kriegen bei Vater Stepan. Nu, um Gotteswillen, erbarme dich, Väterchen, und gib mir Totenschein.“ —

Vater Stepan hat große Augen gemacht und Kopf geschüttelt und sagt: „Was willst du? Totenschein? Wozu brauchst du Totenschein?“

„Ja“ — sagt ich — „Totenschein brauch ich, um zu leben darauf. Ohne Papierchen kann doch kein Mensch nich leben und nich sterben. Irgend ein Papierchen muß doch jeder haben, damit Polizei ihm läßt in Ruhe. Warum soll man nich können leben auch auf ein Totenschein?“ —

Vater Stepan sieht mir an mit durchdringliche Blicken. Dann er ging an Schreibtisch und schreibt ein Brief. Diesen er gab mir und sagt: „So, mein Sohn, diesen Brief bring du an Dr. Tutschkow. Ich kann dir geben kein Totenschein ohne Doktor Attestat, aber bei Dr. Tutschkow wirst du kriegen richtige Attestat.“

Also ich geh zu Dr. Tutschkow. Adresse war richtig aufgeschrieben und ich gab Brief ab. —

Dr. Tutschkow liest und fragt: „Ist das wirklich wahr, daß du hast kein Paß nich und bist angeschrieben for tot?“

„Genau so, Euer Hochwohlgehoren!“

„Und ist auch richtig, daß du hast verlangt Totenschein, um zu leben darauf?“

„Genau so, Euer Hochwohlgeboren, und Vater Stepan will mir auch geben Totenschein, wenn ich ihm bringe Attestat von Euer Hochwohlgeboren.“

„Gut“ — sagt Dr. Trutschkow — „wart hier bischen — ich werde Dir schon Attestat geben“, und dann ging er aus Zimmer. —

Ich war sehr froh, daß ich doch endlich ein vernünftiges Mensch hat gefunden, der gleich ohne viel Worte einsieht, daß mir nötig ist ein Totenschein; aber bald ich hab gemerkt, daß dieser Doktor ganz gemeiner Mensch war. Er kam zurück mit zwei starke Kerls und ließ mir einsperren in Irrenhaus und hat mir behandelt wie richtigen Verrückten. Sobald ich anfing zu sprechen von Paß und Totenschein, gleich kriegt ich Dousche auf Kopf und wenn ich wurde wütend, gleich wurde ich in Zwangsjacke gesteckt, bis ich zuletzt Möglichkeit kriegte auszuspißen. —

Über Paß natürlich habe ich auch heute noch nich und hab auch Angst, noch nachzufragen, wie ich kann kriegen.“ —

Sehen Sie, meine Herren, das is Geschichte, was Jefrimuschka mir hat erzählt. Nu ich hatt Mitleid und nahm ihm auch ohne Paß for Dwornik. —

Wer auch hätte an Wahrheit von diese Historie zweifeln können, wo alles doch war so einfach und natürlich erzählt, als wenn gar nicht anders

möglich wär. Ich dachte, ich werde ihm schon später irgendwie Paß besorgen; aber dazu kam ich nich. Sommer kam gleich und ich zog auf Datsche. Da plötzlich bracht man mir Nachricht, Jefrimuschka war verschwunden und mit ihm alles, was von Wertsachen is gewesen in mein Quartier. Später auch erfuhr ich durch Polizei, daß Jefrimuschka is gewesen ausgespickter Sibiriaß und ein ganz gefährliche Gauner. —

Sehen Sie, meine Herren, so wird man betrogen von Lebendige und Tote; und mancher, der uns ganz dumm vorkommt, zeigt sich später als ganz schlau. Ja! Jetzt kann man sich auf niemand nich mehr verlassen! —



Als Sedja Musik lernen sollte.

Wissen Sie, Künstlers so wie so kann ich nicht ausstehen! Aber seit kurzem schon ganz und gar nicht mehr. — Was ist Kunst? Ganz faule Beschäftigung! — Eigentlich gar keine Beschäftigung, nur Spielerei, um sich Lächerlichkeit und Faulenzen anzugewöhnen, und Musik am schlimmsten. — Musikers alle Lächerjahns und Faulenzer, weiter nichts! Чертъ возьми — твоѣ! Сволочь такой! Musikers eigentlich alle verrückt und stecken andre Leute mit Verrücktheit an.

Meine liebe Frau, Anastasia Iwanowna, freilich ganz anders denkt. Wo einer singt oder Violine krazt oder Klavier paukt — da sie läuft hin und kommt heraus aus Konzert halb verrückt. So neu-lich sie hat gehört ein gewisse Mühlenstein Klavier-spieler hier in Riga — und gleich ganz verliebt in ihm. Ich nur hab Kopf geschüttelt und ge-dacht: „Na, laß sie amüsieren. Viel verrückter, als sie schon is, kann sie doch nicht werden. Aber plötzlich hat sie ganz tolles Einfall: Unser Sohnen,

unser Fedja soll sich auch Musik anlernen bei Mühlenstein! Da ich sag: „Nicht von wo! Tiere machen auch Musik: Ochs brüllt, Lammchen blökt, Hahn kräht, Vogeln singt, aber alles von sich selber! Laß Fedja meinswegen brüllen, krähen, spielen, was er will, aber alles von sich selber. — Für künstlich ihm so was anlernen, geb' ich kein Kopeke.“ —

Leider, meine liebe Frau, wie gesagt, is bischen verrückt und nach meine Worte sie wurde ganz verrückt mit Lachkrämpfe und Weinen und Ohnmacht, und nur um einigermaßen zu beruhigen, ich mußte versprechen mit Fedja hinzugehn zu berühmte Mühlenstein, damit er ihm anzeigt Klavierspielen. Zuerst wollte Anastasia Iwanowna selber gehn; aber von wegen ihre Verliebtsein dacht' ich: besser geh' ich! Und an andern Morgen ich ging auch mit Fedja an Hand.

Wie wir nu da waren, kommt ein Herr mit blasse Gesicht, blonde kurze Haare, kleine Schnurrbart und ganz helle Augen — Mühlenstein! — und wie er nu hört, was wir wollen, er legt Kopf zurück und Nas' in Höh, und sieht so von oben durch Pinz-nez ganz verdächtig auf uns herunter: „Hat der Knabe Talent?“ fragt er. „Wie denn nicht“, sag ich, „bei alle meine Kinders is groß Talent und bei Fedja erst recht. Auf Bäume kann er klettern, wie Eichhörnchen und Kamuschken und

Kurnik spielen kann keins von alle Jungens so gut, wie der. Wissen Sie, er hat mehr Kraft und Firigkeit in Fingers, als nötig is für Klavierspiel.

Mühlenstein macht große Augen und hebt Nase noch höher in Höh: „Ja“, sagt er, „kräftig und geschickt mag der Knabe wohl sein; aber ich sprech vom Talent für Musik.“ „Ja“, sag ich, „wie soll er das schon haben? Talent für Musik sollen Sie ihm doch erst anzeigen!“

Mühlenstein macht noch größere Augen, aber er sagt gar nichts, sondern nimmt nur so sein Kinn in Hand — ganz nachdenklich. Endlich sagt er: „Kennt der Knabe schon Noten?“ Ich will eben sagen: „Nein, natürlich nich!“ — da, zu meine große Überraschung ruft Fedja: „Ja, ich kenn Noten! Ich hab gesehen, wie Mann hat hingemalt erst immer fünf lange Striche übereinander wie Treppchen und auf linke Seite ein Kringel und dann von links bis rechts lauter kleine schwarze Punktchen mit lange Schwänzer und wie ich frag was das is — denn sagt sie: „Noten“. — Ja, Noten kenn ich!“

Ich war ganz erfreut und erstaunt, wie mein Fedja bei Notenschreiben alles richtig abgesehen und begriffen hat. Wirklich doch Zeichen von große Aufmerksamkeit und Klugheit. Aber dieser Mühlenstein fängt an zu lachen und lacht und lacht ohne Ende, bis ich zuletzt mich ganz beleidigt habe. Endlich hört er auf und fragt: „Wie steht es denn

mit dem Gehör? Hat der Knabe Gehör?". Fast wieder wollt ich mich beleidigen, aber ich dachte an Anastasia Iwanowna und sagte ganz ruhig: „Wissen Sie, taub ist keins von meine Kinder; aber dieser hört besser, als Sie jemals werden hören können. Versuchen Sie mal zu gehn in andere Zimmer und sprechen Sie was, so leise wie Sie können. Sie werden sehn, Fedja wird verstehen jedes Wort.“ — „Nein, nein, nein!“ schreit Mühlenstein, „mein lieber Herr, ich meinte nur: musikalisches Gehör!“ Dabei macht er Klavier los und schlägt ein Ton an und ruft zu Fedja: „Sie, junger Mann, singen Sie mal diesen Ton!“ Fedja, ganz verlegen, schweigt. — „Bitte, versuchen Sie diesen Ton zu singen!“ Fedja gibt ein Tonchen von sich. „Falsch, falsch!“ schreit Mühlenstein, „höher muß es sein! Singen Sie lauter! Nur Mut!“ Also mein Fedja fängt an zu schreien so laut und so hoch als er nur kann. — Mühlenstein fährt sich mit Hand über kurze Haare und läuft durch ganze Zimmer und schreit wie verrückt: „Nein, nein, nein!“ Dann wieder läuft er zu Klavier und schlägt Ton an: „Mein Gott, so suchen Sie doch diesen, diesen Ton richtig zu treffen!“ Mein Fedja, nich dumm, hat schon immer hingefuckt und nun plötzlich geht er an Klavier und, stellen Sie sich vor, trifft mit Finger ganz auf selbe Stelle von Klavier, wo Mühlenstein hat Ton angeschlagen. Is das nich ein fluges

Kind? Aber denken Sie sich — Mühlenstein macht ganz ernstes Gesicht und sagt: „Mein lieber Herr, ich bedauere sehr, Ihren Knaben nicht als Schüler annehmen zu können; er hat absolut kein Talent für Musik!“

Nu war genug! Ich hab nur ausgespuckt, nahm Fedja an Hand und ging weg.

Am andern Tag ging Anastasia Iwanowna, weil sie dacht, ich hab Dummheit gemacht und weil sie meint, sie würde schon Mühlenstein überzeugen von Fedja sein Talent. Aber sie hat ihn nicht überzeugt und seitdem, zu großen Glück, is sie auch nich mehr verliebt in Mühlenstein. Wenn man von ihm spricht, spuckt sie auch aus und sagt: дуракъ!



Aus den Annalen unserer kleinen Stadt*).

Von unser kleine Stadt, wo ich früher lebte, kann man nach jetzige Begriffe sich schwer ein Begriff machen. —

Diese Stadt lag in unbegreifliche Einöde; Dickicht von Wälder rund herum und Abgründe und Berge und Straßen oft nicht passierbar. Aber doch muß ich sagen — wir haben sehr schön da gelebt, sehr schön! Namentlich ich selber. Obgleich ich war dort Stadthauptmann, ich konnt' ruhig trinken Tee zu Hause und auf Behörde, oder Parteechen machen bei Nachbarn. Fast niemals kam irgend was mir stören in meine Ruhe. Alles ging geregelte schöne Gang, wie gut geölte Maschinchen, friedlich und angenehm. —

Nur Post nur brachte manchmal unangenehme Unterbrechung. Oh, diese Post! Freilich kam Post höchstens nur einmal in Woche aus Gouvernements-

*) Von dieser Geschichte behauptet mein Freund Ossip Stepanowitsch, sein Vater habe sie erlebt und ihm so oft erzählt, daß er sie bis jetzt wörtlich behalten habe. —

Stadt, aber nie ohne Aufregung, namentlich wenn von Gouvernements-Behörde Befehle kommt. Ja, diese Gouvernements-Behörde, immer Neues denken sie aus, um die Menschen nicht ruhig leben zu lassen.

J. B. Einmal kam Befehl, wir sollten über ein Abgrund dicht vor unser Stadt Brücke bauen. Ich rief Gemeinde zusammen und wir beschloffen: Wir können nicht Brücke bauen, wir haben nicht Geld. Und so schrieben wir. — Glauben Sie, daß Gouvernements-Behörde sich zufrieden gab damit? Gar nicht! Sie schrieb: Brücke muß durchaus gebaut werden. Wenn nicht Geld ist, dann nehmt von jede Haus Steuer für Brückenbau. Вот штука! Ganze Gemeinde-Vorstand bestand aus Hausbesitzer und natürlich keiner ging darauf ein, sondern nach langer Debatte wir schrieben nur: „Wir werden Brücke bauen!“ — aber natürlich bauten wir nicht. In nächstes Jahr wieder kommt Schreiben wegen diese verfluchte Brücke und ärgerliche Frage: Wie weit seid ihr gekommen mit Brückenbau? Nun war große Verlegenheit; aber mein Freund Postmeister gab guten Rat: Man soll nur schreiben: Brücke war schon fertig gebaut, aber durch große Überschwemmung alles weggerissen. — Also schrieben wir und hatten gleich auch um Unterstützung für Brückenremonte und sehen Sie, seitdem war von diese dumme Brücke gar keine Rede nicht mehr.

Auf dieser Weise wir haben noch viele andere Unannehmlichkeit bei Stadtverwaltung immer sehr friedlich und gut geordnet und vielleicht lange noch wäre alles so gegangen nach alte ordentliche Methode, wenn nicht ein schrecklicher Mensch wär gekommen in unser Stadt.

Aus Gouvernements-Stadt wurde ausgeschiedt irgend so ein liberaler Voltairianer, was auf Universität hatte ausstudiert und extra noch empfohlen als sehr gelehrter Mann. Nun, stellen Sie sich vor! Wie paßt so ein Mann in unsre Stadt? Wie wird man ihn schicken überhaupt zu uns, wenn er nicht durch irgend welche dumme Streiche sich hat unmöglich gemacht. — Wie er kam, merkten wir auch gleich, was das für ein Vogel war. Ganzen Wagen voll Bücher bracht' er mit — darunter sogar solche, die nicht erlaubt waren von Zensur — denken Sie sich! — kurz, richtige Voltairianer oder mindestens auf Freimaurer-Glauben getauft. — Alle auch sahen sehr mißtrauisch auf ihn und mit Recht; denn bald merkten wir, daß er auch Briefe über unsre Stadt schreibt und allerlei Geschichten über uns in Gouvernements-Stadt Zeitung läßt abdrucken. Denken Sie sich — so eine Gemeinheit! Davon auch kam bald ein Unglück nach andern auf uns und unsre Stadt.

Gleich in erste Woche nach Ankunft von diesen Voltairianer kam erste Kriminal-fall. Alle un-

glückliche Ereignisse und sonstiger Skandal wurden nämlich immer Kriminal genannt bei uns. —

Unser Richter, welcher unglückliche Weise gleiche Familiennamen hat, wie der Voltairianer und auch dazu noch sich nennt Iwan Iwanowitsch — der feierte sein Namenstag und wir alle waren bei ihm zu Besuch. — Auf einmal kommt sein Diener herein, ganz aufgeregt, und erzählt: Post ist angekommen und hat mitgebracht großmächtiges Paket für Wohlgeboren Iwan Iwanowitsch. Der wird ganz bleich vor Schreck und befiehlt, man soll ihm Paket bringen. — Also man bringt: Groß und hoch und rund, ganz merkwürdige Paket, und unser Richter macht ihm los mit zitternde Hände. — Und was war darin? Krinoline! — Stellen Sie sich vor: richtige Krinoline! — Dabei aber müssen Sie wissen, war unser Richter alter Junggesell und sehr tugendhafter Junggesell, überall bekannt für musterhaften Lebenswandel. Ist das nicht schrecklich? Da, Sie können denken, wie wir alle tief empört waren und wie Lauffeuer ging Nachricht durch Stadt, und was haben unsre Damen nicht alles geredet von diese Krinoline. Oh! gar nicht zu sagen! Aber unser Richter an selbigen Tage wurde er ganz krank vor Schreck und nach wenige Tage gab er Geist auf. — Freilich später auch hat man behauptet, daß er hat zu Namstag zu viel Riezchen gegessen und Verdauungsstörung

gefriegt; aber verständige Leute alle waren einig, daß nur Ärger und Schreck über dieser Krinoline ihm hat umgebracht. — Erst nach längere Zeit hörten wir, daß dieser Krinoline gar nicht für ihn, sondern für unsern Voltairianer seine Frau war bestimmt. —

Bald darauf kam zweite Kriminal-Geschichte. — Unser Voltairianer hatte nachstudiert über Namen von unsrer Stadt und herausgefriegt, daß er ist von tatarischen Ursprung und bedeutet — mit Erlaubnis zu sagen — „Hosen“ (штаны). Über diese Entdeckung schrieb er gelehrte Abhandlung in unser Wochenblättchen. Da stand gedruckt zu lesen für jedermann: Unsere Stadt heißt eigentlich in richtige Übersetzung: „Hosen“. Erst wir lachten, aber später nicht mehr, denn unsere Damen gerieten alle in große Aufregung. Meine Frau z. B. beinahe kriegt Krämpfe und verlangte, ich als Stadthauptmann müßte gleich sorgen, daß diese Voltairianer in Gefängnis gesetzt oder ausgewiesen wird. Was ich dabei für Schmeichelnamen bekam, will ich lieber nicht sagen; aber hat sie nicht Recht? Sie sagte: „Bedenk doch, was für Folgen werden sein von diesen Artikel. Jetzt wird jeder sagen: Wir leben nur in Hosen! Man wird überall reden nicht nur von Herren in Hosen — nein — auch von Damen in Hosen. Welche anständige Dame wird noch hier leben wollen? Wer wird wohnen wollen

in Hosen? Sogar unsre junge Mädchen können von jeden unverschämten Menschen jetzt gefragt werden: „Mein Fräulein, sind Sie auch geboren in Hosen?“ Welch ein Affront! Wie demoralisierend für junge Mädchen! Und wenn dein Freund Kyrill Sacharitsch kommt aus Gouvernements-Stadt und untersteht sich zu fragen: „Nu, Arkadij Petrowitsch, machst du auch große Geschäfte in Hosen?“ — was wirst du ihm antworten? Nicht mal übel nehmen kannst du ihm solche Frage.“

Sehen Sie, so hatt ich liebe Noth mit meiner Frau, und auch andre Damen kamen mir Hölle heiß machen, so daß ich zuletzt ganz wütend zu unserm Voltairianer ging, ihn zu Rede zu stellen. Ich sagt ihm, wie alle Damen sind empört, und bemerkte noch zum Schluß: Auch ohne diese Hosen-Untersuchung hätte niemand gezweifelt an Ihre große Gelehrsamkeit; aber von einem gebildeten Mann muß man verlangen, daß er sich anständiger und zarter ausdrückt. Hätten Sie gedruckt „Pantalon“ oder „Beinkleider“, nun, das wäre noch verzeihlich; aber „Hosen! Hosen! Hosen!“ das ist sozusagen Gemeinheit. —

Wissen Sie, was er antwortet? Er sagt: „Mit Vergnügen würde ich von Ihrer Frau Gemahlin und andre Damen Hosen abnehmen und durch Beinkleider ersetzen; aber ich fürchte, das geht nicht

mehr und wird Damen auch nicht recht sein.“ — Sehen Sie, so ein Voltairianer und Freigeist! Gar keine Schande hat er, so was zu sagen! Ich spuckte vor ihm aus und ging weg. —

Kaum hatten wir sich erholt von dieser Historie, da kam neuer Kriminalfall. Plötzlich wir kriegten Befehl von Oberbehörde in Gouvernements-Stadt, auszumessen und zu melden, wieviel Quadratfaden enthielt unser Marktplatz. Ich lese, ich lese — Quadratfaden! Что это такое? Ich mache Versammlung und lese Befehl vor: „Haben Sie gehört, meine Herren? Quadratfaden.“ Ich verstehe nicht, was Gouvernements-Behörde schon wieder von uns will. Verstehen Sie?“

Natürlich verstehen verstand niemand. Alle sahen mich an mit ganz dumme Gesichtern, keiner noch hatte jemals ein Quadratfaden gesehen oder gehört davon. Nach lange Unterredung kamen wir zu Überzeugung, daß man auf diese Quadratfaden-Befehl lieber soll gar nicht antworten, sondern nur schicken an Oberbehörde ein „Мечен“ — kleines Geschenk — wissen Sie! — Wir dachten dann wird man Quadratfaden schon vergessen — wie manche andre Dummheiten, womit man uns schon hat gequält. — Also taten wir. Wir berichteten nichts, aber schickten hübsches „Мечен“.

Allein kaum war ein Monat vergangen, da kam aus Gouvernements-Stadt zweiter Befehl über

selbige Gegenstand mit Bemerkung, sofort diesen Befehl auszuführen und Anfrage zu beantworten. —

Wir kamen wieder zusammen und hatten lange und eifrige Unterredung. Zuletzt wurde beschlossen, an Oberbehörde zu melden, daß auf unserem Marktplatz bis jetzt noch gar keine Quadratfaden vorhanden ist, aber sollte Oberbehörde für nützlich erachten, zu befehlen, einige Quadratfaden herzustellen — so würden wir solche in kürzester Frist machen lassen. Man sollte meinen, eine einfachere und klarere Antwort kann doch niemand nicht wünschen. Aber nein! Oberbehörde zeigte sich nichts weniger als befriedigt. Sie wiederholte noch strenger Befehl, wegen Quadratfaden, und noch dazu mit allerlei merkwürdige Redensarten. Man kann nicht sagen, daß beleidigende Ausdrücke vorkamen, aber doch gab man sozusagen allegorisch zu verstehen, daß man meint, wir haben alle Verstand verloren.

Nun natürlich sahen wir, mit diese Sache ist nicht zu spaßen. Wir müssen irgendwie Quadratfaden anschaffen.

Da war bei uns in Stadt ein Tischler — großer Trunkenbold — Jefremka hieß er. Nach dem schickt ich hin. — „Hör mal, Jefremka“ — sagt ich — „du sollst mir machen ein Quadratfaden! Hörst du Halunke? Wenn du machst, friegst du ein ganzen Rubel für Schnaps, aber

wenn nich, dann halt du Ohren steif.“ „Was für ein Quadratfaden, Euer Hochwohlgeboren?“ fragt Jesremka. — Aber ich schrie ihm ordentlich an: „Was fragst du mich, du Schuft? Bin ich vielleicht ein Tischler? Was? Stellt sich an, als wenn er nich versteht. Wozu bist du Tischler? Geh, du Kanaille! Und sofort mach du mir Quadratfaden!“

Sehen Sie, das half. Jesremka dachte und dachte und fing an Quadratfaden zu machen. Nach drei Tagen kam er zu mir und verlangte Possharniks-Pferde und Fuhrwagen, um fertige Quadratfaden anzuschleppen. — Nun, man gab ihm Pferde und Wagen und er führte sein Quadratfaden auf Marktplatz. Da sahen wir zum erstenmal, was eigentlich so ein Quadratfaden is. Ganz einfache Sache! Aus Bretter zusammengenagelte Viereck von drei Arschin auf jede Seite und wenn man alle vier Seiten ausmaß, dann kamen heraus 12 Faden. Also eigentlich ganz ungelehrte Sache, die jeder von uns gleich hätt' gewußt, wenn er zufällig wär' Tischler gewesen. —

Nun, wo alles klar war, gingen wir an Ausmessen von Marktplatz. Unmasse Volk war da versammelt — beinah ganze Stadt, denn merkwürdige Gerüchte waren verbreitet. Manche sagten: Befehl is gekommen, ganze Stadt abzumessen und in gleiche Teile zu verteilen an Einwohner. Andere

behaupteten: Man will so ein moderne Teufelsweg machen, damit Teufel alle Leute in unsre Stadt bequem kann wegholen mit Feuer und Dampf. Alte Männer fluchten und schimpften; alte Weiber natürlich heulten. Andere gute Leutchen, die an Marktplatz wohnten, dachten, wir hätten dies Stückchen extra für sie ausgedacht, und damit sie nicht zu Schaden kämen, brachten sie uns allerlei Sachen und Lebensmittel zum Geschenk.

Nun — wir lachten und ließen nich nach eifrig nachzumessen. Zuerst ging auch ganz gut. Wir schoben unsern Quadratsfaden von eine Stelle auf andere und notierten Fadenzahl, aber wie zuletzt nachblieben allerlei Winkel und Ecken und Gruben, wußten wir nich mehr wie machen. —

Da kam dieser Lehrer Voltairianer vorbei und fragt ganz unschuldig, als wenn er nich weiß: „Was macht Ihr da, Ihr Herren?“ — aber dabei sah ich, wie er lächelt so listig und tückisch wie Teufel. Oh! diese Bestie! Ich spuckt wieder vor ihm aus und schwieg; aber die anderen sagten: „Wir messen Marktplatz aus, aber da bleiben so viel Kesterchen nach, die man gar nich kann messen.“ Da lacht er wieder und sagt: „Nun, meine Herren, gehen Sie ruhig nach Hause und Ihr Fadenmaß nehmen Sie um Gottes willen auch mit. — Ich werde morgen alles allein ausmessen wie nötig.“ —

Hierüber waren natürlich alle sehr erfreut, denn

wir wußten doch, daß dieser Voltairianer sehr gelehrt war. — Und sehen Sie — am andern Tag hat er wirklich alles gemacht. Mit Stöcken und Ketten und astronomische Instrumente hat er auf Marktplatz herumgewirtschaftet und am Abend brachte er fertig aufgeschrieben, wieviel Quadratfaden wir auf Marktplatz haben.

Und wirklich schien alles richtig, denn Oberbehörde war zufrieden. Aber ich glaub noch jetzt, mit richtige Dinge war das nich zugegangen. Hererei war irgendwie dabei. Na Gott sei Dank, bald darauf dieser Voltairianer wurde versetzt in andere Gegend, und ich habe seitdem nich gehört, wo ihm der Teufel hat geholt.



Schnurriges Allerlei.



Der Sinn für den Unsinn.

Einst fragte bei mir ein Philister an:
„Der sechste Sinn — was ist daran?
Man sagt, Sie seien ein Kenner!
Mir kommt der sogenannte Humor,
Der Sinn für den Unsinn recht komisch vor,
Recht komisch für ernsthafte Männer.“

Oh, mein Verehrter, Ihr Schluß ist verkehrt!
Der sechste Sinn, der uns lachen lehrt.
Den möge niemand belachen;
Er, den man auch Sinn für den Unsinn nennt,
Er ist es, der den Unsinn erkennt
Auch bei sehr ernsthaften Sachen.

Und dies ist sehr nötig, weil mancher Mann
Nicht Unsinn von Sinn unterscheiden kann
In seinem Lebensregister.
Ganz ernsthafte Männer kennen nur
Den Ernst und bleiben dabei von Natur
Doch spaßhafte Erzphilister.



Der Sommer von 1902.

Der Sommer von neunzehnhundertzwei
War gar kein Sommer, daß Gott ihm verzeih'.
Er ging fast täglich benebelt schwer
In grauem Wolkenmantel umher
Und hatte nichts sonnig Glühendes,
Nichts Leuchtendes, wonnig Blühendes,
Nichts in das freie Lockendes,
Nichts an der Sonne Trocknendes.
Die Frösche sogar, die mit Leichtigkeit
Ertrugen die feuchteste Feuchtigkeit,
Sie trugen nach Trockenheit Begehr
Und fanden kein trockenes Plätzchen mehr,
Und auch die Waldböglein fanden es dumm
Und wurden schon vor Johanni stumm.
Und wer dem Sommer begegnete,
Der fluchte ihm, weil es regnete.
Er hatte so was Erfrorenes
Unfertiges, Halbgeborenes,
Verbogenes und Verlogenes,
Wie ein Kind ein Verzogenes,
Das boshaft stets und ränkevoll,
Nur das tut, was es nicht tun soll. —

Er hörte auf kein Barometer mehr
Und ärgerte Landsche wie Städter sehr.
Es war zu toll! Auch ich hab über den Sommer
geschimpft
Und über sein Treiben die Nase gerümpft;
Jedoch als schließlich die Stunde kam,
Da Abschied der Sommer von mir nahm,
Da sah er mich mit so sinnenden,
So sonnigen, herzgewinnenden,
So himmelblauen Augen an,
Daß mich mein Schmähcn zu reuen begann,
Und all seine Ungezogenheit,
Verlogenheit und Verbogenheit
Verzieh ich ihm als ich bedacht,
Was er auch Gutes mir hat gebracht.
Viel war es nicht! — Doch ein Sonnenstrahl,
Der selten kommt, zählt tausendmal,
Und mancher, der Knospen zur Blüte gebracht,
Hat fröhlich auch mein Gemüte gemacht.
Und zeigte der Sommer ein grämlich Gesicht,
Dann lachte ich drüber und grämte mich nicht,
Und bracht er auch Wetter, zu schlecht für 'nen Hund,
Mich selbst und die Meinen erhielt er gesund.
Darum, wenn's der Herrgott mir geben wollt,
Daß ich nochmals den Sommer erleben sollt,
So ging ich mit Freuden darauf ein,
Nur müßt ich zugleich ein Jahr jünger sein.



Das hohe Lied von den Tanten.

(Zum Damenabend in der Krankenbank.)

Im Leben sind sicher jedem von uns
Begegnet schon freundliche Frauen,
Die uns auf den rechten Weg geführt,
Wo wir den Himmel erschauen.

Nich haben schon viele Mädchen und Frauen
Solche Himmelswege gewiesen,
Und alle habe ich deshalb geliebt
Und alle von Herzen gepriesen.

Doch schau ich zurück in die Kinderzeit
Und denke manch lieber Verwandten,
Da stehen am klarsten vor Augen mir
Viel ausgezeichnete Tanten.

Wie gute Feen legten sie mir
Manch Patengeschenk in die Wiegen
Und lehrten meine Seele erglühn
Und meine Gedanken fliegen.

So kommt's, daß ich in jedem Weib
Ein Stückchen Tante verehere,
Und alle Tanten in dieser Welt
Für höhere Wesen erkläre.

Noch heute liebe ich Mädchen und Frauen
Und finde fast alle nicht ohne,
Und vollends eine Mutter gilt
Auch mir als der Schöpfung Krone.

Ich gebe auch zu, kein Volk kann gedeihn
Kein Volk kann ruhmvoll erblühen,
Wenn es nicht gute Mütter hat,
Die gute Kinder erziehen.

Doch sah ich leider — die Mütter sind
Meist so verliebt in die Kinder,
Daß sie die Fehler derselben nicht seh'n
Und selten bestrafen die Sünder.

Schon manche Mutter merkte es selbst,
Daß ihr als Ausweg nur bliebe
Die „strenge Gouvernante“ — ach!
Und der fehlt meist die Liebe.

Drum meine ich kühn, nur halb erzieh'n
Kann Mutter und Gouvernante,
Und allerbeste Erzieherin
Bleibt immer die gute Tante.

Sie liebt die Kinder nicht zu viel
Und liebt sie auch nicht zu wenig
Und weiß in Kinderherzen darum
Zu herrschen wie ein König

Und ist sie dabei noch hübsch und jung,
Dann zähmt sie die wildesten Rangen
Und lehrt sie spielend, das Gute tun
Und nichts Verbotnes verlangen.

Ich glaube, vom ersten Sündenfall
Stünd nichts in der Bibel zu lesen,
Wär' solch eine Tante im Paradies
Bei Adam und Eva gewesen.

Und daß der Kain den Abel erschlug,
Nur weil sein Feuer schlecht brannte,
War gar nicht möglich, wenn ihn erzog
Zuvor eine strenge Tante.

Selbst Sodom und Gomorrah wär
Wahrscheinlich nicht untergegangen
Hätt die Erziehung durch Tanten dort
Bei Zeiten angefangen.

Es scheint jedoch, daß dazumal
Noch keine Tanten erschienen,
Die diesen Ehrennamen schon
In Wirklichkeit verdienen.

Denn auch in Noahs Arche gab's
Noch keine einz'ge Tante,
Was wohl beweist, daß Noah noch
Die richtigen Tanten nicht kannte. —

O, vorsintflutliches Geschlecht!
Wie schlimm warst du beraten,
Dich rührte noch kein Tantenwort
Und keine Tantentaten.

Heil uns, die wir im Weibe längst
Die Tantentugend erkannten
Und den erziehenden Beruf
Der weltverbessernden Tanten.

Hier, jeder Kraßen, denkst wie ich;
Denn stets nach der Sintflut*) ladet
Die Bank viel liebe Tanten ein
Damit uns die Sintflut nicht schadet.

Und meine Damen, wir merkens gleich
Nach jedem Damenabend:
Wir fühlen uns alle viel wohler dann,
Und sich gebessert habend.

Doch halt! — Die jüngsten Damen hier
Sind schon ganz ernst geworden;
Ich fürchte, für dies Tantenlied
Könnt manche mich ruhig morden.

*) Stiftungsfest der Kraßenbank.

Sie denken vermutlich: „Was quatscht der Mensch,
Von Tanten und Tantentugend!
Wir sind doch keine Tanten noch!
Wir sind: Die blühende Jugend!

Nicht wahr, meine Damen, Sie sind zu jung
Und fürchten den ehrwürd'gen Namen,
Sie wollen noch keine Tanten sein?
Das hilft aber nichts, meine Damen.

In jeder weiblichen Seele steckt
Schon von der Geburt auf Erden
Der Keim zur Tante und jede muß
Zulezt eine Tante werden.

Heil aber jeder, die Tante sich fühlt,
Und außerdem auserlesen,
Das höhere Männliche zu erziehn
Als höheres weibliches Wesen.

Dies muß ich wissen; denn meine Frau,
Der alle Welt ja gewogen.
Ward auch von Kindesbeinen an
Von zweien Tanten erzogen.

So lernte sie selber das Erzieh'n,
Als wär sie als Tante geboren
Und ohne sie wäre ich armer Mann
Verdorben längst und verloren.

Sie hat mir das selber so oft gesagt,
Bis ich es glauben lernte,
Und mich von dem Pfade der Tugend seitdem
Nie allzuweit entfernte.

Und habe ich durch dies Tantenlied
Sie heute erzürnt meine Damen,
Dann bitte mir gnädigst zu verzeih'n;
Ich konnte nicht anders. — Amen. —



Das Onkellied.

Im vorigen Jahre sang ich Euch
Das hohe Lied von den Tanten;
Doch heute möcht ich besingen auch
Die Onkel, die oft verkannten.

Die Bibel lehrt uns immer nur:
Wir sollen die Väter ehren;
Doch von den Onkeln sagt sie nichts,
Als wenn die zu ehren nicht wären.

Von Vater Jakob und Abraham,
Von Vater Isaak und Noah,
Erzählt sie viel Erbauliches
Von Onkeln nicht von wo — ah!

Da mein' ich, es ist die höchste Zeit,
Der guten Onkel zu denken
Und ihrem Nutzen in dieser Welt
Gebührende Achtung zu schenken.

Ich kann sie zwar nicht — den Tanten gleich —
für höhere Wesen erklären;
Doch nützlich sind sie schon deshalb, weil
Durch sie sich die Tanten vermehren.

Gewöhnlich sind die Onkel auch
für alle Mädchen und Knaben
So gut, wie ein lebendes Portemonnai,
So lange sie selbst keins haben.

Geld ist stets da; nur rat ich euch,
Pufft nichts davon! Ihn fränkt es.
Sagt nur der Tante, was ihr braucht,
Dann nimmt sie's und verschenkt es.

für Nichten ist das Onkelchen,
Wenn ich's auch ungern gestehe,
'ne Art Versuchs-Kaninchen nur
für künftige Liebe und Ehe.

Zumal, wer keine Brüder hat,
Und kein Ideal kann finden,
Die sucht das Ewigmännliche
Im Onkel zu ergründen.

Drum küssen Nichten das Tantchen meist
Nur kühl, und weil sie müssen,
Wogegen sie ihr Onkelchen
Viel lieber und wärmer küssen.

So ist's auch recht! — für Nichten sollt',
Zumal in ihrer Jugend,
Ein guter Onkel der Inbegriff sein
Von aller Weisheit und Tugend.

Denn, wie als beste Erzieherin,
Mir heute noch gilt, wie früher
Die gute Tante — so gilt mir auch
Der Onkel als bester Erzieher.

Das, was die Tante dem Nessen ist,
Das ist der Onkel der Nichte,
Ein bischen Liebe ist immer dabei,
Das ist eine alte Geschichte.

Und wenn dies bischen Liebe nicht wär,
Wär's ganz vergeblich Bemühen,
Wenn jemals ein Onkel versuchen wollt,
Die Nichte recht zu erziehen.

Nur so darf er Vormund und Ratsfreund sein,
Ersatzmann für alle Väter,
Und Tugendwächter der Nichte und
Galantester Schwerenöter.

Viel singen und sagen noch könnte ich
Vom Onkel-Nutzen und Segen;
Doch angeborne Bescheidenheit,
Die sträubt sich in mir dagegen.

Denn, da ich selber schon vor Geburt
Benefft war und vielfach benichtet,
So scheint mir, ich habe den Onkeln hier
Zuviel schon des Lobes gedichtet.

Zulezt nur möcht ich bemerken noch
Damit man vor Schaden sich hüte,
Daß es zwei Sorten Onkel gibt:
Von erster und zweiter Güte.

Die ersten sind beweibt und sind
Daher vortrefflich erzogen.
Die zweiten aber sind unbeweibt,
Gefährlich und sehr verwogen.

Man wähle sie besonders nie
Zum Vormund oder Beirat;
Denn leider verführen sie nur zu oft
Die Nichten zur Onkelheirat.

Nein, wenn ich von den Onkeln sang
Als von der Mannheit Blüte,
Bezog sich dieses einzig nur
Auf Onkel erster Güte.



Klein Lieschens Traum.

Klein Lieschen hatte einen Traum:
Sie lag im grünen Grase
Wohl unter einem Apfelbaum. —
Da fiel ihr — alles nur im Traum —
Ein Apfel auf die Nase.
Wär sie nur gleich davon erwacht,
So hätt' sie nichts sich d'raus gemacht,
Sie hätt' gelacht! —

Indessen es erwachte nicht
Die dumme kleine Liese.
Ringsum floß golden Sonnenlicht,
Da war's als ob ein Stimmchen spricht,
Sie sei im Paradiese,
Und daß der Apfel offenbar
Ein Apfel vom Baum der Erkenntnis war
Das schien ihr klar.

Und als Klein Lieschen den Apfel besehn,
Der ihr das Näschen beschädigt,
Da konnte sie nicht der Lust widerstehn
Hineinzubeißen; doch eh's geschehn,

War auch der Traum schon erledigt.
Klein Lieschen erwacht mit lautem Geschrei
Und schluchzte, und rief die Mutter herbei,
Die fragt, was ihr sei?

Da hat Klein Lieschen den Traum erzählt,
Und schien sich ganz schrecklich zu grämen.
Und Mütterchen sprach, von Mitleid beseelt:
Mein Liebling, du hast ja im Traum nur gefehlt,
Und brauchst dich so arg nicht zu schämen.
Sei froh, daß du nur den Apfel sahst
Und nicht das strenge Verbot vergaßt
Und ihn nicht aßt. —

„Nein Mutter“ — sprach Lieschen — das gränte
mich nicht,

Ich hatt' das Verbot ganz vergessen,
Und war auf den Apfel furchtbar erpicht;
Er glänzte so goldig im Sonnenlicht,
Ich hätte zu gern ihn gegessen.
Doch da kam der Adam in raschem Lauf
Und nahm mir den Apfel und grinzte darauf
Und aß ihn auf. —



Schicksalstücke.

Es war einmal ein Mägdelein,
Das schwärmte sehr für Mondenschein,
Und für Musik und Poesie,
Für Wagner selbst und Schiller;
Jedoch zu ihrem Kummer hieß
Sie dabei: Liese Müller.

Der Name Müller fränkt sie tief
Und ob sie wachte oder schlief,
Stets träumte sie von einem Mann,
Der ihr vielleicht im Leben
Einst naht, um seinen Namen — ach! —
Ihr liebevoll zu geben.

Nun traf sich's, daß in selb'ger Stadt
Ein schöner Mann gewohnt hat,
Der Lieschen Müller wohl gefiel;
Der nahte ihr als Freier.
Doch dieser Mann war Fuhrmannswirt
Und hieß Tiberius Meyer.

Troßdem schritt bald zum Traualtar
Das junge Müller-Meyer-Paar.
Ja — das Geschick ist oftmals hart,
Wenn es sich erst entschleiert.
Das, was gemeiert werden soll,
Wird unfehlbar gemeiert.



Ein Bockchen mit Galoschen.

„Gretchen“ — sprach die Frau Doktorin —
„Sieh doch einmal nach, mein Kind,
Ob im Sprechzimmer von Vater
Immer noch Patienten sind.“

Gretchen ging und kam berichten:
„Dort ist nur noch nach ein Mann,
Und auch der schon nahm den Stock und
Zieht schon die Galoschen an.“

Noch am selben Tag begab sich
Daß klein Gretchen bockig war
Und ihr Unrecht nicht begreifen
Wollt, obwohl es völlig klar.

Traurig stand sie nun im Winkel
Hingestellt von der Mama. —
Nach 'nem Weilchen fragt die Mutter:
„Ist der Bock noch immer da?“

„Ja!“ — schluchzt Gretchen — Bockchen will nicht
Gehen, weil er noch nicht kann,
Doch ich glaub, Mama, er zieht schon
Langsam die Galoschen an.“ —



Katarrhalisches.

Es flogen zwei Bazillen
Mir in die Nase hinein.
Ist das nicht ganz gemein?
Es haben in meiner Nase
Sich beide furchtbar vermehrt.
Es hat mich tief empört!
Ich kriegte davon einen Schnupfen,
Daß ich fast dran erstickt.
Ich nießte wie verrückt.
Dies haben die Bazillen
Wie Erdbeben verspürt;
Es hat sie sehr geniert!
Viel' flogen in die Lüste,
Doch andere krochen fein
Mir in die Kehle hinein.
Und ob auch die Kehle sie auswarf
Und wacker sich hat gewehrt,
Sie haben sich wieder vermehrt.
In Luftröhren und Lungen

Verbarrikadierten sie sich,
Da wurde ich fürchterlich:
Ich fieberte vierzig Grade.
Das halten Bazillen nicht aus;
Sie wollten aus mir heraus.
Ein Fieber von vierzig Graden,
Das ist für so ein Dich
So schlimm wie ein Sonnenstich.
Sie zogen Luftröhren aufwärts
Durch Kehle und Nasenloch
Und manche entkamen noch.
Die meisten aber frepierten
Bei 40 Grad verdorrt
Und ausgespieen sofort.
So wie sie hinein in mich kamen,
So zogen sie wieder weg.
Mir scheint so'n Bazillenleben
Hat wirklich wenig Zweck.



Was Thomson seinem Freunde Janne erzählte, als er, Thomson, eine Reise nach Newcastle gemacht hatte.

Thomson und Janne treffen in einer Bierbude zusammen und beschließen, die Freude des Wiedersehens durch einige solide Schlucke zu feiern. Als sie sich häuslich an einem Tische niedergelassen haben, sagt Janne: „Hörst du Thomson, wonach Deiwel riechst du? Was hat dir so eingestänfert?“ „Ja“, sagt Thomson, „wenn du hättest ganze Stänkerei in unse Schiff mitgemacht, dann möchtest du vielleicht gar nich leben. — Weißt du, was Chlorkalk ist?“ „O ja“, sagt Janne, „das ist so ein Kalk, durch dem, daß man damit Leinwand und Papier abbleichen kann.“ „Nu, sehest du, Janne, soviel wußte unse Kaptän Kauling auch, aber jetzt weiß er besser, was Chlorkalk ist. Das ist nämlich asigste Zeig, was ein Kaptän in sein Schiff einnehmen kann und wenn Mensch davon viel in Nase kriegt, kann er auch abbleichen. Also in Newcastle kriegten wir so circum circum 500 Fässer

Chlorfalk in Schiff und manche Fässer wurden so bischen forsch in Raum geworfen, so daß sie kaput gingen. Da kommt unse Steuermann, alte Krischan, was ein Meßlenborger is und sagt: „Weten Sie, Kaptän, dat kann nich so bliven. Die Biefter möten wi mal verrestaurören, sonst stänfern se unse ganze Schipp voll.“ „Oi“, sagt Kaptän Kauling, „alte Krisch, bist du so gefährlich mit Nas“, dann halt’ Nas’ fest.“ „Dat will ick wol daun“, sagt alte Krischan, „aber wenn wi dat wol of uthalten künn, de Fässer halt dat wiß nich ut. Lose Chlorfalk wird alle Fässer anfreten.“ Jetzt verärgert sich Kaptän und sagt: „Oi, alte Krisch, wenn du hier willst dumme Witze reden, dann halt du lieber dein Maul. Jeder sege vor seiner Tür und Gott vor uns alle. Wenn Chlorfalk Fässer anfressen kann, dann will ich in Riga ganze Partie aufessen.“ „Gaud, gaud“, sagt alte Krischan, „dann wünsch’ ich Se veelen Appetit.“

Na, so blieb denn Sache. Heile und kapute Fässer wurden zusammen eingestaut und wie wir in See gingen, da fung denn auch richtig Stänferei an, jeden Tag döller und döller, so daß zuletzt alle Mann auf Deck schlafen gingen, weil sie in Kojen von Chlorfalkstank Nasebluten friegten. Aber wie wir in Riga ankamen und Luken losmachten, — hoß Deiwel, da ging uns Atem ganz aus. — Alte Krisch kam zu Kaptän und sagt: „Na, Kaptän,

dat Eten is all farig, nu freten Se man too, for mi is dat zu starken Toback. Ich bed um Urlaub, ich will mi anderwo inlogeren gehn." Kaptän Kauling sieht ihm wütend an und sagt: „Deiwel soll dir holen, alte Krisch! Geh hin, wo Pfeffer wächst und komm nie wieder." „Gaud, gaud!" sagt alte Krisch, „wo Pfeffer wächst, is immer noch en beten better, als wo Chlorkalk stinkt" un weg war er. Annern Tag sollten wir Fässer aus Raum heben, aber so wie man Strick umlegt, gleich gingen Fässer auseinander, wie Zunder. — Kaptän Kauling sieht und sagt: „Oi!" weiter nichts sagt er und geht wütend zu Notarius Stamm und macht Protest, daß Fässer zu schwach und schlecht sind; aber Empfänger kommt und macht auch Protest, weil ein Kaptän keine schlechte Fässer annehmen soll und verlangt, er soll Fässer an Land schaffen. „Oi!" sagt Kaptän Kauling, „ich werd' ganze Dreck mit Schaufeln an Land werfen" — aber zuletzt war er doch bang und schickt mir auf Böttcheramt, damit daß ich Arbeiter hol. Also ich hol auch; aber wie Böttcher Nas' in Raum stecken — tfoil! — spucken aus — kehren um! Weg! Wollen nich arbeiten, nich von wo! „Oi!" sagt Kaptän Kauling und kratzt Kopp. Zuletzt ging er selber Arbeiter holen und kriegt auch richtig auf Markt für dreifache Lohn 5 Kerls fest, was schon gewohnt waren an Stank. Aber einer lief

schon gleich in erste Stunde weg, ohne Lohn und ohne Adjuteur und zweiter Kerl kriegt Ohnmacht und war beinahe freigelegt. Die andern Drei haben wohl Arbeit gemacht, aber nach jede Viertelstunde mußten sie Schnaps kriegen, damit daß sie sich stärken und zuletzt sahen sie doch aus wie lebende Leichen und mußten in Hospital geschickt werden und Schiffsjung und zwei Matrosen sind auch in Hospital. — Sehest du, Jane, jetzt weiß Kapitän Kauling ganz genau, was Chlorkalk is, aber dieser Spaß hat ihm, glaub ich, so in polnische Bogen berechnet 1000 Rubel gekostet. Ich hab auch immer Nasbluten gehabt — aber wie! — „Hörste Thomson“, sagt Janne, „was hat dir denn Deiwel geplagt, daß du auf Schiff bleibst?“ „Ich werd dir sagen“, sagt Thomson, „das war von wegen kleine Kathinka von Kuchzinskische Tabacksfabrik. — Du kennst ihr ja! Weißt du, ich bin etwas zu forsch vor ihr und zu rot ins Gesicht. Wie mir nu Chlorkalk etwas anfang abzubleichen, fand sie, daß ich sehr galant und nobel ausseh. Sehest du, darum ließ ich mir ruhig weiter bleichen und jetzt ist Kathinka sehr zufrieden mit mir.“ —



Vortrag zur Goethe-Seier

am 1. November 1899.

Gehrte Herren und hochverehrte Damen!

Als armer Sünder stehe ich vor Ihnen und muß um Verzeihung und Nachsicht bitten; denn ich habe ein Versprechen gegeben, das ich heute leider nur halb einlösen kann.

Als die Herren Baum und Keuchel vor einigen Wochen mich aufforderten, einen Vortrag in Versen für die geplante Goethe-Seier zu übernehmen, erklärte ich mich leichtsinniger Weise sogleich bereit dazu und akzeptierte auch das vorgeschlagene Thema: Goethe und die Geselligkeit. In einem gelinden Anfall von Größenwahn glaubte ich diese Aufgabe mit Leichtigkeit lösen zu können. Ich dachte: Goethe liebe ich, die Geselligkeit liebe ich auch — folglich wird sich die Sache ganz von selber machen. Ich brauche nur darauf zu warten, daß die richtige Stimmung und die nötige Eingebung über mich käme. Ich wartete recht lange, aber die Eingebung kam nicht und meine Stimmung ward täglich

schlechter. Zuletzt wurde mir die Sache unheimlich und da nichts von selber kam, beschloß ich den Versuch zu machen, meine Stimmung durch Goethe selber, d. i. durch seine Werke zu verbessern. Auf gut Glück schlug ich Goethes Gedichte auf und fing an zu lesen. Wieviel Schönes fand ich da wieder. Wieviel Vergessenes — ja, wieviel früher nur halb Verstandenes! Der ganze Zauber Goethescher Poesie nahm mich so völlig gefangen, daß ich darüber meine Aufgabe ganz vergaß. Ich las und las und merkte es kaum, daß Mitternacht längst vorüber war. Erst als ich zuletzt auf den Abschnitt „Gesellige Lieder“ kam, erinnerte ich mich wieder an den Zweck meiner Lektüre. Da war ja auch das bekannte schöne Tischlied:

Nich ergreift, ich weiß nicht wie,

Himmolisches Behagen;

Will's mich etwa gar hinauf

Zu den Sternen tragen?

Ich sann darüber nach, ob sich das nicht zu meinem Vortrag verwerten ließe. Da plötzlich klopfte es an die Thür. „Herein!“ rufe ich — und herein tritt — Goethe! — Stellen Sie sich, meine Damen und Herren, vor — der richtige Goethe! — Schreck und Staunen über diese seltsame Erscheinung müssen wohl deutlich auf meinem Antlitz zu lesen gewesen sein, denn Goethe sagte mit einem feinen, ironischen Lächeln: „Ei, ei! Sie scheinen

ja förmlich entsetzt zu sein über meinen Unblick. Ich hätte geglaubt, Sie wären längst daran gewöhnt mit Geistern umzugehen."

"Das wohl, Erzellenz", erwiderte ich verlegen „allein, daß Sie, Erzellenz, sich persönlich herbeemühen, und daß gerade mir solche Ehre zu Theil wird — das — das —"

Doch Goethe unterbrach mich: „Ach Gott — machen Sie doch keinen Summ, sondern lassen Sie uns vernünftig mit einander reden. Ich sehe, ich störe Sie bei der Arbeit. Womit beschäftigen Sie sich da, mein lieber Kollege?"

Ja, „lieber Kollege" sagte der große Goethe. Wissen Sie meine Damen und Herren, dieses Wort hob meine Seele gewissermaßen mit einem hörbaren Ruck in höhere Regionen; mein Herz schwoll vor Seligkeit, mein Geist stand in Flammen. Ich kam mir vor wie ein Glühlicht, das zum erstenmal vom elektrischen Strome getroffen, plötzlich strahlt und leuchtet und alle Furcht, alle Befangenheit vor dem großen Manne war verschwunden. Ich erzählte ihm von der geplanten Goethe-Feier und von meiner Aufgabe dabei und schalt zuletzt weidlich auf die Rigenfer, die den 150. Geburtstag Goethes vorübergehen ließen, ohne diesen großen Tag in würdiger Weise zu feiern.

„Erlauben Sie" — sagte Goethe — „ihr Stadt-Theater hat doch den Egmont gegeben und

Direktor Treutler hat als Prolog mein Gedicht „Zueignung“ sehr schön deklamirt. Nennen Sie das eine unwürdige Feier? Oder sollten Sie meinen, daß die Rigaschen Dichter bessere Theaterstücke oder schönere Prologe schreiben können?“

„Ich bitte Sie, Erzellenz, davon kann doch gar keine Rede sein —“

„Na also“ — unterbrach mich Goethe — „dann seien sie doch zufrieden! Was verlangen Sie überhaupt von Ihrer Vaterstadt?! Sie haben mir selber erzählt, daß dort sogar die Bäume mein Lob verkünden und die Keuchel von mir reden.“

„Entschuldigen Sie, Erzellenz, es war nur ein Baum und ein Keuchel.“ — „Einerlei“ — fuhr Goethe fort — „man sieht daraus, daß ich etwas bei euch gelte. — Zeigen Sie mal her, wie weit sind Sie mit ihrem Vortrag gekommen?“ Ich zeigte ihm das leere Blatt Papier. „Keine Zeile noch! Ich habe nur die Überschrift: „Goethe und die Geselligkeit.“ Um dieses Thema zu erschöpfen, müßte man ein Buch schreiben. In einem kurzen Gedicht kann man das nicht behandeln. Man verlangt Unmögliches von mir. O, Erzellenz“ — rief ich, einer plötzlichen Eingebung folgend — „wenn Sie selbst mir helfen könnten! Wenn Sie selbst mir ein Gedicht über dieses Thema diktieren wollten!?“ Goethe lächelte vergnügt und sah

mitleidig auf mich herab: „Sie stellen sich die Sache zu schwierig vor, Verehrtester! Aber freilich — wenn ich ihnen selber ein Gedicht diktierte, würde das sicher mehr Effekt machen, Nun wohl — bitte schreiben Sie!“ — Und nun diktierte mir Goethe ein Gedicht, das ich in fieberhafter Erregung niederschrieb. Gedanken, Inhalt und Form begeisterten mich derart, daß ich nach dem letzten Vers stürmisch aufstand, um Goethe zu umarmen. — Aber kein Goethe mehr war zu sehen. Ich rieb mir die Augen. Hatte ich geträumt? Wo war das Gedicht!? Ich ging zurück zum Schreibtisch; aber ach! mein Tintenfaß war umgestürzt und auf dem Papierbogen fand ich, statt des Gedichtes, einen großen schwarzen See.

Freilich bemühte ich mich, aus dem Gedächtnis das Gedicht sofort wieder niederzuschreiben, aber ich fürchte sehr, daß es ursprünglich ganz anders war. Jedenfalls gefällt es mir jetzt so wenig, daß ich sehr zu zweifeln anfangen, ob es wirklich von Goethe herrührt. Hier ist es, wollen Sie es hören?

Goethe und die Geselligkeit.

fragt ihr, was Geselligkeit
Mir vermocht zu geben,
Sag' ich euch in Schnelligkeit:
Fast das halbe Leben.

Ja, vielleicht ließ sie allein
Mich zum Dichter werden;
Mit den Menschen Mensch zu sein,
Lehrt erst sie auf Erden.

Ohne sie hätt' eure Welt
Längst veröden müssen;
Wo kein Pärchen sich gesellt,
Lernt man auch nicht küssen.

Ohne sie gäb's bald genug
Nur noch Erzphilister,
Weise machen uns und klug
Erst der Welt Geschwister.

Wohl kann man in Einsamkeit
Großes sich ersinnen,
Doch erst durch Gemeinsamkeit
Kann es Wert gewinnen.

Wo ein Funke einzeln glüht,
Bricht er bald zusammen,
Und ein Geist der Funken sprüht,
Zeugt noch keine Flammen.

Erst wo in Geselligkeit
Geist zum Geist sich findet,
Gibt es flammenhelligkeit,
Wo ein Funke zündet.

Darum pries ich allezeit
Redliche Gefellen,
Die sich in Gemeinsamkeit
Ihre Welt erhellen.

Und wo froh der Becher freist
Und sich Geister regen,
Spend' ich heute noch im Geist
Allen meinen Segen.

Aber euch, die ihr vereint
Tafelt mir zu Ehren,
Euch will ich, als alter freund,
Dieses Lied bescheren.

So lang euch mein Geist gefällt,
Bleib' ich euch Gespiele;
Denn das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.



Meine Kollegen.



Meine Kollegen.

Heutzutage dichtet sozusagen alle Welt. Männlein und Weiblein sind beflissen — namentlich in jüngeren Jahren — ihre Gefühle in mehr oder weniger tiefempfundenen Versen niederzulegen, und wer's kann, läßt sie auch gleich drucken. —

Vor 40—50 Jahren war das anders; gedichtet wurde zwar auch genug, und namentlich in Gelegenheitsgedichten wurde Großes geleistet; aber wer lyrische Gedichte zu machen versuchte, der tat es so heimlich, als wär's eine Sünde, die sorgsam vor jedermann verborgen werden mußte. — Und doch wurden damals im ganzen nicht schlechtere lyrische Gedichte gemacht als heutzutage, ja es gab sogar Originale, die originell waren, ohne es sein zu wollen. Ein solches Original hat vor etwa vierzig Jahren so großen Eindruck auf mich gemacht, daß ich seine Verse bis heute im Gedächtnis behalten habe und lebhaft bedauere, daß ich nie erfahren habe, wer er war, und was aus ihm geworden ist.

Seine Gedichte fand ich im Manuscript bei einem mir befreundeten Buchhändler, dem sie zum

Verlag angeboten waren, und der sie mir zur Durchsicht gab. Der Dichter war offenbar noch sehr jung — ich taxiere, er muß Quartaner oder Quintaner eines Gymnasiums gewesen sein — aber seine Seele schien glühend zu lechzen nach großen Taten und sich erhaben zu fühlen über die gemeine und lasterhafte Mitwelt. Ich muß gestehen, daß ich nie wieder lyrische Gedichte mit größerem Vergnügen gelesen habe.

Leider theilte der erwähnte Buchhändler nicht meine Begeisterung für die Sache und hat sie nicht verlegt, und schnöder Weise hat er mir nicht mal erlaubt, Abschriften davon zu nehmen. So kommt es, daß ich nur zwei Gedichte hier wiedergeben kann. Das erste konnte ich nur bruchstückweise aus dem Gedächtnis niederschreiben; es lautete ungefähr so:

Den Männern der Neuzeit.

In eurer fräcke Schwänze,
In eurer Röcke Schöße,
Daß euch ein Donnerwetter
Alt Griechenlands drin säße!

Ihr glaubt wohl, ihr seid Helden?
Ihr Limonadenzecher,
Ihr Schwächlinge, ihr Schwindler,
Ihr Mädchenherzenbrecher!

Es stinken eure Seelen,
Es faulen eure Leiber,
Ihr habt euch längst der Hölle
Verkauft für Gold und Weiber.

Dort wird man euch zertreten,
Dort wird man euch verkochen,
Und Satan macht sich Flöten
Aus euren hohlen Knochen.

In eurer fräcke Schwänze,
In eurer Röcke Schöße,
Daß euch ein Donnerwetter
Alt Griechenlands drin säße! —

Das zweite Gedicht habe ich mir glücklicherweise doch heimlich abschreiben können; es war meines Erachtens das schönste in der ganzen Sammlung und lautet wörtlich so:

An sie.

O lasse dich umlodern
Von meiner Liebe Glut;
Verkohlen und vermodern
Muß, was dir wehe tut.

Will dich ein Leid umstricken,
Wie Blumen ein Reptil,
So will ich es ersticken,
Es kann die Liebe viel.

Hat dich ein Wunsch ergriffen
Nach jenes oder dies,
So will ich danach schiffen,
Wie Jason nach dem Vliesß.

Hast du im Kampf zu ringen
Mit deiner Feinde Zorn,
So will mein Schwert ich schwingen
Vor deinem Busen vorn!

O lasse dich umlodern
Von meiner Liebe Glut,
Verkohlen und vermodern
Muß, was dir wehe tut.

Nach diesen Proben wird man zugeben müssen, daß ich nicht zuviel von meinem jungen Kollegen gesagt habe, und man wird mit mir bedauern, daß von seinen übrigen Sachen nichts mehr der Nachwelt erhalten geblieben ist. — Meinen Kollegen im Rigaer Dichterverein habe ich diese wunderbaren Gedichte natürlich seiner Zeit nicht vorenthalten, und sie fanden dort ungetheilten Beifall, ja, mein Freund Treller ließ sich das Liebeslied so oft von mir vordekklamieren, bis er es selber auswendig kannte. Er hat es später in einem Theaterstück, in welchem er einen jungen Dichter auftreten läßt, verwendet. Dieses Stück wurde auch in Riga aufgeführt. —

Möglicherweise hat mein junger Lyriker seiner Zeit auch einmal das Trellersche Stück angesehen und wird dann nicht wenig überrascht gewesen sein, als ihm plötzlich von der Bühne her seine eigenen Verse entgegentönten. —

Unter meinen Kollegen im Rigaer Dichter-Verein hat es während des 50jährigen Bestehens dieses Vereins immer Leute gegeben, die viel mehr Sinn für den Unsinn hatten, als sich das für ehrbare Männer und ernste lyrische Dichter geziemt, und da man meine Schwäche für dergleichen kannte, so versäumten diese Freunde nie, mich mit jedem Unsinn, der ihnen begegnete liebevoll zu traktieren, mit der Zumutung, einen Vers daraus zu machen. Auf diese Weise habe ich manchen Scherz, der mir als wirkliches Erlebnis erzählt wurde, in Verse gesetzt und später zu meinem Ärger erfahren, daß ich eine uralte Anekdote verarbeitet hatte. Dieselben Freunde haben mir auch wiederholt unbekannte Dichter-Kollegen zugeschickt, damit ich deren Bekanntschaft mache, oder deren dichterischen Erzeugnisse prüfe und begutachte. Auf diese Weise habe ich die Rigaschen Dichter Lampe und Unterkirchner kennen gelernt, die vor 10—20 Jahren ihre wunderbaren Gedichte für 5 Kopeken das Stück auf dem Markt verkauften und behaupteten, damit bessere Geschäfte zu machen, als ich mit meinen Gedichtbändchen. Alle in Riga vorkommenden Un-

glücksfälle und sonstige schreckliche Ereignisse wurden von diesen Herren besungen, und die Gedichte wurden, obgleich in deutscher Sprache verfaßt, fast so eifrig gelesen, wie jetzt die lettischen revolutionären Zeitungen und Proklamationen. Ob jene mehr Unsinn enthielten als diese, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls scheint der gegenwärtig gedruckte Unsinn jetzt mehr nach dem Geschmack des Volkes zu sein, und die schönen Gedichte von Unterkirchner usw. werden verachtet und vergessen. Ich weiß nicht mal, ob diese damals so populären Volksdichter noch leben.

... Einen gefährlichen Kollegen schickte mir mein Freund X zu. Wie ich später erfuhr, war der Mann Inhaber einer Kneipe gewesen, in der hauptsächlich Statisten und Choristen des Theaters verkehrten, wie er hieß, weiß ich nicht mehr; er hatte sich aber den Dichter-Namen Jrandar beigelegt und ein großartiges Drama in 8 Akten und 24 Bildern verfaßt mit dem Titel:

Rothenberg bei Tag und Nacht,
Wie es weint und wie es lacht.

Als er mein Erstaunen über diesen sonderbaren Titel bemerkte, gestand er mir, daß er selber wegen eines nervösen Leidens 1 Jahr lang in Rothenberg verlebt habe, aber jetzt als geheilt entlassen sei.

Meine gute Frau, die im Nebenzimmer die Unterredung anhörte, beeilte sich, nach dieser Ent-

hüllung in mein Zimmer zu kommen und von meinem Schreibtisch Scheere, Messer und Briefbeschwerer zu entfernen. —

Ich erkundigte mich inzwischen nach dem Inhalt des Stückes und erlaubte mir daran zu zweifeln, daß in Rothenberg Dinge geschehen könnten, die soviel allgemeines Interesse zu erregen vermöchten, daß sich daraus ein wirksames Drama von 24 Bildern machen ließe. Allein Herr Trander meinte, daß ich in dieser Beziehung ganz falsche Ansichten hätte; man könne in Rothenberg viel mehr erleben, als man zu erleben brauche, um ein Stück in 24 Bilder zu schreiben. Er hätte mit Leichtigkeit noch 12 Bilder hinzudichten können, und nur die Befürchtung, daß das für einen Theaterabend doch zuviel sein möchte, habe ihn daran gehindert. Schließlich übergab er mir das Manuscript zur Durchsicht und versprach nach 2 Tagen wiederzukommen, um meine Meinung über sein Stück einzuholen.

Meine Frau und ich machten uns eifrig an die Lektüre, aber unser Eifer ließ bald nach, und bis zu Ende sind wir nicht gekommen. Die 40 bis 50 Personen, die in dem Stück vorkamen, redeten fast nur in Zitaten aus verschiedenen klassischen Stücken, sie liebten sich in Zitaten, sie schimpften sich in Zitaten, sie verlobten sich in Zitaten, aber von ihren sonstigen Taten sah man

wenig, und die ganze Handlung des Stückes beschränkte sich eigentlich darauf, daß beim Schluß jeder Abtheilung die vorkommenden Personen sich immer bemühten, irgend welche Verrücktheit zu begehen, um ein wirksames Schlußbild mit richtigem Knalleffekt herzuführen. So zum Beispiel schloß der dritte Akt folgendermaßen: Ein Wärter und eine Wärterin, die in einander verliebt sind, treffen sich in dem Zimmer des Direktors, unterhalten sich in verschiedenen Zitaten und tun gar nichts Böses, sie küssen sich nicht einmal. Trotzdem werden sie durch den Eintritt des Direktors dermaßen erschreckt, daß die Wärterin fast in Ohnmacht fällt und sich dabei auf den Schreibtisch und zwar direkt auf das dort stehende Tintenfaß setzt. — Hierauf ergreift sie der Wärter, wobei er sie dem Publikum so zukehrt, daß die Spuren des zerbrochenen Tintenfassess auf ihrem Kleid sichtbar wurden, hebt sie empor und wirft sie zum Fenster hinaus. Dieser ganze Vorgang ist so ausführlich beschrieben, daß man merkte, daß Herr Irander dieses Schlußbild für ganz besonders bühnenwirksam hält.

Als Herr Irander wieder bei mir erschien, enthielt ich mich auf dringende Bitte meiner ängstlichen Frau jeder Kritik und sagte ihm nur, meine Frau fände das Stück zu aufregend und ich fände es zu lang für einen Theaterabend; aber Herr Irander meinte, diesem Übelstande könne man leicht

abhelfen, man brauche das Stück nur auf 3 Abende zu verteilen, wie Wagner es mit den Nibelungen gemacht habe; die Aufregung, die es verursache, würde in 3 Theilen genossen, dann auch niemand mehr schaden können. — Ich riet ihm, mit dieser brillanten Idee zum Direktor des Stadt-Theaters zu gehen und das wollte er auch tun.

Wie ich später hörte, hat der Direktor ihn und sein Stück schnöde abgewiesen, ohne daß dieses den Unglücklichen besonders aufgeregt hätte. —

Mir ist die Furcht vor verrückten Leuten immer recht sonderbar vorgekommen, aber wenn sie gar dichten, sind sie sicher harmlos und denken nicht daran, andern Leuten ein Leides anzutun; sie werden ihre Mitwelt höchstens durch ihre Verse beschädigen. Davon sind sie allerdings schwer abzubringen. Denn der Größenwahn, an dem alle Dichter mehr oder weniger leiden, ist meist unheilbar. Es ist mir auch noch nie gelungen, einen Dichter davon zu überzeugen, daß er kein Dichter sei und das Dichten aufgeben möge je eher je lieber. Nur eine rührende Ausnahme kann ich hier anführen; es war eine Dichterin, die scheinbar wenigstens auf meinen Rat der edlen Dichtkunst entsagen wollte. Zwischen ihr und mir spielte sich folgende Szene ab:

(Es läutet. — Ich öffne und ein junges Mädchen, ärmlich aber sauber gekleidet, mit einem Heft in

der Hand tritt ein. Sie überreicht mir das Heft und spricht stark lispelnd:)

„Herr Karlemann schickt mich her mit dies Heft. Sie möchten das ansehen.“

Herr Karlemann, der übrigens in Wirklichkeit ganz anders heißt, ist einer meiner Kollegen im Dichterverein, der mir schon ein paar mal zu ähnlichen interessanten Bekanntschaften verholfen hat. Ich ahnte also wohl, daß das Heft Gedichte enthalten würde, aber ich fragte doch:

„Was ist denn das?“ „Das sind meine Gedichte!“ „Was soll ich denn damit machen? und warum schickt der Herr Karlemann Sie gerade zu mir?“

„Ja, Herr Karlemann sagt, Sie sind Präses vom Dichterverein und deswegen könnten Sie mir am besten sagen, ob die Gedichte gut sind oder schlecht.“

„Das hätte Ihnen Herr Karlemann aber auch sagen können. Warum hat er denn die Gedichte nicht geprüft?“

„Ja, er sagt, er hat keine Zeit.“

„Wohlan, ich habe auch keine Zeit.“

„So — na ja — das hab' ich mir schon gleich gedacht“ (mit diesen Worten nahm sie ihr Heftchen unter den Arm und schickte sich an, hinauszugehen. Ich war angenehm überrascht, daß sich diese Dichterin so leicht abschütteln ließ und fühlte ein menschliches Rühren.)

„Warten Sie mal, lassen Sie mir das Hefstchen bis morgen hier und kommen Sie morgen abend her.“

„Nein das Manuscript möchte ich wohl nicht aus den Händen geben.“

„So! — Nun auch gut. Bitte treten Sie näher.“
(Wir traten in mein Zimmer und ich nahm ihr das Hefst ab, um darin zu blättern, aber sie griff sogleich wieder danach und nahm es zurück.)

„Wenn Sie erlauben, möchte ich die Gedichte selbst lesen. Darf ich mich auch setzen?“

„Bitte!“

(Sie setzte sich und las:)

Ich könnt diese Nacht nicht schlafen,
Mir tat das Herz so weh;
Ich träumte von einen Grafen,
Der war ertrunken in See,
Und wie ich am Morgen bin erwacht,
Da hätt es geregnet die ganze Nacht.

(Sie schwieg und sah mich erwartungsvoll an.)

„Bitte weiter!“ — sagte ich. —

„Ja, weiter ist nichts passiert!“

„Das ist aber doch kein Gedicht, das ist höchstens der Anfang zu einem Gedichte, das Ende fehlt.“

„Ja, das hab ich mir schon gleich gedacht, aber mir fiel nichts weiter ein. Darf ich noch lesen?“

„Bitte!“

„Ich bin nur eine Bonne
Und habe wenig Wonne;
Ich habe nur im Herzen
fast alle Tage Schmerzen,
Und geh ich mit die Kleinen,
Denn müßt ich immer weinen.“

(Sie sah mich wieder erwartungsvoll an.)

„Ist dies ein richtiges Gedicht?“

„Ja, Anfang und Ende hat ja dieses Gedicht
und traurig ist's wohl, aber schön ist es nicht; es
kommen sogar arge grammatikalische Fehler drin vor.“

„Das habe ich mir schon gleich gedacht; aber
sehen Sie das kommt durch dem, daß ich keine
richtige Bildung hätte. Ich hätte ja nur 2 Jahre
in Schule gehen können; aber jetzt will eine Tante
mir nochmal in Schule schicken und wenn ich mehr
lernen könnte, denn könnte ich auch besser dichten.
Darum möcht ich von Sie hören, ob es sich be-
lohnt, daß ich mir ausbilden lasse.“ —

„Ja, liebes Fräulein, Bildung ist eine schöne
Sache. Lassen Sie sich ausbilden, wofür Sie wollen,
nur nicht zum Dichten. Dazu haben Sie kein Talent.“

„So? Na ja. Das hab ich mir schon gleich
gedacht.“ — sagte das Mädchen etwas fleinlaut,
nahm ihr Heftchen unter den Arm und empfahl sich.

Ich hoffe, sie dichtet nicht mehr. —

Von meinen Kollegen im Rigaer Dichterverein
könnte ich hier auch manches Erbauliche berichten,

allein die meisten von ihnen sind zu ernsthafte Leute, um schnurrig behandelt zu werden, und würden es mir sehr verdenken, wenn ich auf diese Weise Reklame für sie machen wollte. — Eine Ausnahme möchte ich aber doch machen mit meinem Freunde Julius Meyer, dem Dichter der durstigen Lieder und anderer schöner Sachen. Dieser Kollege hat in seiner letzten Gedichtsammlung: „Zuheidt“ auch ein Gedicht aufgenommen mit der Überschrift „Kiezchen“, worin er allerlei intime Dinge über mich berichtet und mich durch eine Eidechse „Scheusal Rudolf Seuberlich“ schimpfen läßt. — Freilich gab ich meine Erlaubnis zur Veröffentlichung dieses Gedichts, weil es mir schien, daß ich darin eigentlich mehr gelobt als getadelt werde. — Andere Leute scheinen aber anderer Ansicht zu sein, wenigstens wurde ich seitdem oft „Scheusal Rudolf Seuberlich“ genannt und dabei auch oft gefragt, ob ich auf diesen poetischen Hieb nicht durch einen Gegenhieb antworten würde. Letzteres ist nun schon längst geschehen und in der Krausenbank ist das Meyersche Gedicht und auch meine Antwort oft genug vortragen worden. Zur Beruhigung meiner übrigen Freunde will ich hier beide Gedichte hintereinander abdrucken. —



Kiezchen.

Gedicht von Julius Meyer (King No).

Dort in Rußlands Westnordwesten,
Wo mit Finnenvolk und Esten
Letten, Russen, Deutsche, Juden,
Schweden, Liven, Polen, Schmuden
Und noch andre mancherlei
Sich zu einem großen Brei
Munter man vermengen sieht,
Ist das klassische Gebiet
Guter Schnäpse, saurer Grützen
Und der Pilze oder Kiezchen.

Dort in einem Föhrenwalde,
Feucht und weich an schatt'ger Halde,
Sanft umschmiegt von Gras und Moos,
Stehn zwei Gailings ganz famos.
Fröhlich und mit Jugendkraft
Saugen sie den Lebenssaft.
Ohne Sorgen und Gedrängel
Immer höher wächst ihr Stengel

Über ihre Moosumgebung;
Höher auf geht die Bestrebung.
Jeder hoch sein Köpfchen hält,
Schaut verlangend in die Welt,
Denn die kleine muntre Here,
Die geschwätzige Eidechse,
Hat den jungen Waldesföhnen
Von der Welt, der bunten, schönen,
So viel Herrliches erzählt,
Daß sie jetzt die Neugier quält.

Wieder sitzt sie bei den Kleinen;
Mit dem Schwanze, mit den Beinen
Wutscht sie auf und wutscht sie nieder
Und dann schwacht sie immer wieder:
„Kinder, seht, der von der Wiese
Jetzt dort naht, der Menschenriesen,
Das ist euer schlimmster Feind,
Der es gut mit niemand meint.

Dieser feine, zarte Mensch
Sieht sanft aus wie Pastor Gentsch,
Doch den Augen, wasserblauen,
Ist auch nicht die Spur zu trauen.
Boshast, wütlich ist er, glaubt es!
Spärlich ist sein Haar des Hauptes,
Doch wie wilder Löwen Mähnen
Weht sein Bart in roten Strähnen,

Und trotz dem kofetten Klemmer
Ist er ein nichtswürd'ger Schlemmer.
Dieser scheinbar fromme Pilger
Ist der ärgste Pilzvertilger;
Was er antrifft von den Armen,
Würgt er nieder, ohn' Erbarmen.

Möglich, daß er's tut aus Not,
Um zu sparen Geld für Brot,
Denn er ist ein armer Schlucker,
Der in Tabak macht und Zucker,
Kognak, Schwefelsäure, Butter,
Teppichen und Unterfutter,
Strippen, Knöpfen für die Hosen,
Riemen, chemischen Löschdosen,
Boonerkamp og Magenbitter,
Alles dies tut er, damit er
fristet sich das Leben fläglich,
Darum sieht in Riga täglich
Man ihn nach der Börse rennen,
Wo ihn alle Menschen kennen.

Aber kommt er von der Börse,
Macht er hunderttausend Verse,
Während sie zum Frühstück wandern,
Einen schlechter als den andern;
Denn nicht nur an kleinen Riezchen
Macht er Bosheitsergerziten.

Dieser wilde Pilzvernichter
Ist ein wilder, böser Dichter;
Alles würgt er gierig, eilig,
Nichts auf Erden ist ihm heilig;
Nicht das Kindlein in der Wiege;
Nicht Karnickel und nicht fliege,
Nicht das Pferd auf freier Steppe,
Nicht der Bootsjung auf der Treppe,
Nicht Frau Meier und die Eier,
Nicht der Kirschfessel am Feuer,
Nicht der Pastor, nicht der Junker,
Nicht der Staatsmann mit dem Klunker,
Nicht der Schutzmann im Ornate
Sicher sind vor Attentate.
Selbst den Meyer und den Jordan
Dichtet er auf Tod und Mord an.

Und deshalb versteh' ich nicht,
Wie von diesem Bösewicht
Die Rigenser so entzückt sind,
Auf den Kerl rein wie verrückt sind,
Damen selbst, sogar die feinen. —
Auf der Bierbank, in Vereinen,
Wo die alten Säufer sitzen
Und die richt'gen Bummelfritzen,
Wo er gar nicht paßt hinein,
Weil sein Seidel viel zu klein,
Wackeln rings die Seideldeckel,

Wie der Schwanz von Försters Tectel,
Wenn der Kerl, der nach nichts ausfieht,
Aus der Hintertasche rauszieht
Etwas und die Nase stippt
In sein Schandtatsmanuskript.

Alles würgt der Pilzverzehrer,
Alle würd'ge Oberlehrer,
Selbst die nächsten Unverwandten,
Freunde, Brüder, Onkel, Tanten,
Dieses weiß ich ganz genau.
Selbst der netten kleinen Frau,
Die ihn doch so herzlich liebt,
Und ihm gut zu essen gibt,
Hat er heimtück'sch, schändlich, gräulich,
Als sie ahnungslos sich neulich
Freundlich lächelnd, rosig, frisch,
Morgens an den Kaffeetisch
Zu dem Scheusal hat gesetzt
Wieder einen Vers versetzt.

Kinder — duckt ins Moos die Ohren!
Sieht er euch, seid ihr verloren.
Seht mal, wie er um sich sieht:
Mordlust aus den Augen sprüht.
Mit dem Klemmer auf der Nase
Späht er gierig rings im Grase,
Seht, o seht! da würgt er wieder

Grimmig ein'ge eurer Brüder.
Spinnengleich mit langen fingern
Grapscht er nach den armen Dingen,
Würgt sie, steckt sie ein sofort,
Grinzt vor freude bei dem Mord!

Weh! er kommt! o Kameraden,
Ich kratz' aus, ihr seid gebraten!
Mörder, kalt und räuberlich,
Scheusal Rudolf Seuberlich!



King No Meyer, das Ungeheuer!

Antwort auf Meyers Gedicht vom 10. Januar 1891.

Alle haben es vernommen,
Wie ich heimtück'sch, räuberlich
Zu dem Titel bin gekommen:
„Scheusal Rudolf Seuberlich!“
Und ich fühl' mit tiefer, grauer,
Ungeheurer Herzenstrauer,
Mich durch solchen Streich berührt;
Denn der beste meiner Freunde
In der Krankenbankgemeinde
War es, der den Streich geführt. —
Wie die Spitze eines Dolches
Drang die Rede seines Molches
Mir ins kräftige Gemüt!
Alle meine Unverwandten,
Meine Freunde und Bekannten
Sind vergiftet durch sein Lied.

Kaum mehr kann ich vor den Leuten
Irgendwo noch zeigen mich,
Weil sie jetzt mit stets bereiten
Fingern höhnisch auf mich deuten:
Scheusal Rudolf Seuberlich!
Auf der Börse, in den Banken
Hab' ich den Kredit verloren;
Denn die Eidechsen-Gedanken
Kamen aller Welt zu Ohren
Und trotz Baumwoll', Kaffee, Zucker,
Glaubt man jetzt — Gott sei's geklagt —
— Meyer hat es ja gesagt —
Ich sei ein ganz armer Schlucker,
Der ums Brot sich kläglich plagt.
Fang' ich an zu widerlegen,
Lacht man aus mich allerwegen
Und man freut sich fürchterlich
Und man ruft mir frech entgegen:
„Scheusal Rudolf Seuberlich!“

Nur mein Weibchen, das getreue,
Zeigt mir, daß sie mich noch liebt
Und daß sie der schlimme, neue
Titel gleichfalls hoch betrübt.
Hört sie nur den Namen Meyer,
Sprühen ihre Augen Feuer:
„Meyer ist ein Ungeheuer,
Über dir geschieht ganz Recht.

Weil du ihn zu sehr gefeiert
Und fast mehr als mich beleiert,
Macht er deine Verse schlecht.
Geh' nun, rett' uns aus der Noth,
Schlag' das Ungeheuer todt!"
Also sprach mein Weib mit Schmerzen
Und ich nahm es mir zu Herzen,
Über töten will ich nicht;
Denn, wenn auch der Meyer todt ist,
Nicht zu Ende meine Noth ist,
Lebt doch weiter sein Gedicht.
Nein, daß ich ihn ganz vernichte,
Ihn, mit seinem Schandgedichte,
Das tut Noth und das ist Pflicht.
Einen Lügner kann ich heißen
Ihn und ihm die Larve reißen
Von dem falschen Angesicht.
Wißt! — Nicht über mich allein
Log der King No ganz gemein,
Er betrog hier alle Welt,
Die in seinem Bann gelegen
Und um seiner Lieder wegen
Fast in Säuferwahnsinn fällt.

Hört's! Er schrieb die durst'gen Lieder
Ohne Überzeugung nieder!
Mit dem Suff, den er erzogen,
Hat er alle euch belogen.

Seht die Zeugen! — Dort der eine
Ist mein Seidelchen, das kleine,
Und der and're, groß genug
Das ist King Nos Deckelkrug! —

Diese Muscheln kann man sehen
Immer bei einander stehen.
Neulich sahen sie empört,
Wie King No mich überritten,
Und ich habe zugehört,
Wie sie sich ihr Herz ausschütten.
Ich erkannte seit der Zeit
King Nos ganze Schlechtigkeit.

Seidel sprach: „Es ist Gemeinheit!
Wieder wegen meiner Kleinheit
Krieg' ich Armer einen Stich.
Deckelkrug, ich könnt' dich hassen,
Weil du mehr als ich kannst fassen.
Großer, ich beneide dich!
Alte Säufer, Bummelfritzen
Schimpft dein Herr die, die dort sitzen.
Und die Bank, sie freut sich doch,
Denn man weiß, der King No-Meyer
Säuft ja selber, wie ein Loch.

Ach, könnt' so Torotes kaufen,
Brächt' ich's trotz der Kleinheit weit,
Große Affen ihm zu kaufen

Wär' ich immer gern bereit.
Doch mein Herr hat für dies Spiel
Gar kein rechtes Ehrgefühl!"

„Ach!" — sprach drauf der Deckelkrug —
Und er seufzte tief und bange —
„Seidelchen, ich mach dich Flug!
Sieh, ich nähre eine Schlange,
King Nos Suff ist Lug und Trug!

Du, o Seidel des Torotes,
Glänze in Krystall'ner Klarheit.
Jeder sieht's, wenn schäumend rotes
Bier dein Innres füllt in Wahrheit.
Immer frisch gefüllt von Krasting,
Von Torotes rasch geleert,
Lebst du heiter wie im Fasching.
O, du bist beneidenswert.

Dahingegen dunkel gräulich
Bleibt mein Inneres verhüllt.
Was ich leide, ist abscheulich,
King Nos Dichten macht mich wild.
Krasting sieht nicht, wenn ich leer bin
Und mein Herr, der merkt es kaum,
Denn in durst'gem Liedermeer hin
Schwimmt er immer, wie im Traum.
Meerschäum, abgestandner Schaaler,

Gruselt oft mir durch die Brust.
King No ist ein schnöder Prahler,
Nur in Versen glänzt sein Durst.
Hebt er mich, wie in Ertase.
An die scharfgeschnittne Nase,
Ruft man: „Seht, wie King No säuft!“
Über ich allein, ich merke,
Daß bei solchem durst'gem Werke
Oft nicht mehr ein Tröpfchen läuft.
Und dabei, mit hurt'ger Hand,
Schreibt der Heuchler immer wieder
Dursterfülltre, wildre Lieder,
Kings erzeugend neuen Brand.
Wenn hier, wie er selber sagt,
Rechts schon alte Säufer sitzen,
Und zur Linken Bummelfritzen,
Er ist's schuld — Gott sei's geklagt.

Kann den King No nicht bezwingen
Endlich einer aus der Bank,
Macht er uns mit seinem Singen
Chronisch duhn und katerkrank.
Doch wer kann's? Er selbst sitzt klug
Meist vor leerem Deckelkrug,
Schluckt ein wenig, trinkt ein wenig —
Über freut sich, wie ein König,
Wenn ein jeder brave Christ
Neben ihm besoffen ist.“ —

Also sprach der Deckelkrug,
Und dies Zeugnis sagt genug!
Hoffentlich erkennt ihr klar,
Daß nicht Seuberlich — nein, Meyer
Stets das schlimmste Ungeheuer
Und das richt'ge Scheusal war. —

Gegen den drastischen Angriff Meyers scheint mir meine Abwehr freilich recht zahm und schwächlich geraten; allein ich tröste mich damit, daß ich meinen Freund Meyer schon so häufig mit Versen beschädigt habe, daß durch die Quantität derselben allenfalls die Qualität der Meyerschen Verse aufgewogen werden könnte. — Zum Schluß möchte ich hier nur noch ein Gedicht mitteilen, das vor ca. 30 Jahren entstand, als der Rigaer Dichterverein die Ehre hatte den berühmten Dichter und Rapsoden Wilhelm Jordan als Gast in seiner Mitte zu sehen. Es war einer der denkwürdigsten und anregendsten Abende, die der Dichterverein während der 50 Jahre seines Bestehens erlebt hat. Von all den lieben Freunden, die damals dem Verein angehörten, sind die meisten schon tot und hier in Riga leben nur noch 3 von ihnen: der Redakteur Fr. Pilzer, Julius Meyer und ich, merkwürdiger Weise grade dieselben drei, die damals am längsten im Lokal der Frau Berg sitzen blieben. —

Mein Gedicht, das jenen Abend freilich nur von der schnurrigen Seite beleuchtet, gefiel den Kollegen sehr — und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Äußerungen der verschiedenen Herrn fast wortgetreu wiedergegeben sind; aber manche erhoben damals doch Einspruch dagegen, daß es gedruckt werde. Jetzt ist niemand dagegen und ich will nur hoffen, daß es auch heute noch manchem Spaß machen wird. — Zur Erläuterung muß ich aber noch folgendes dazu bemerken. — Freund Meyer hatte damals die Ungewohnheit Punkt 12 Uhr nachts einzuschlafen. Selbst in lustigster Gesellschaft fielen ihm um diese Stunde die Augen zu; aber wenn er dann nach einem halben Stündchen erwachte, konnte man fest darauf rechnen, daß er ein neues Lied aus der Tasche hervorzog und es vortrug. — Leider scheint er mit der Gewohnheit um 12 Uhr einzuschlafen, auch die Fähigkeit zum Dichten verloren zu haben, wenigstens dichtet er seitdem nicht mehr, und das ist sehr bedauerlich. —



Getreulicher Bericht
über die Dichterverein-Sitzung in Riga
vom 8. März 1876.

In Riga war es, im Dichterverein,
Da wurde der Jordan erwartet
Und Pilzer führt ihn auch richtig ein,
Wie vorher abgekartet.

Und eine Rede, feierlich,
Ließ unser Präses erschallen,
Doch diese Rede blieb sehr kurz,
Weil Jordan ins Wort ihm gefallen.

Das heißt doch — dachte mancher sich —
Den Unstand stark verletzen.
Und als der Jordan zu Tische ging,
Wollt' keiner sich neben ihn setzen.

Die einen setzten sich dort nicht,
Weil schier ihr Groll geweckt ist.
Die andern aber deshalb, weil
Zu heftig ihr Respekt ist.

Zur Rechten sitzt ihm Pilzer zwar,
Der Präses ihm gegenüber,
Nur links setzt sich kein Dichter hin,
Nach rechts drängt alles lieber.

Doch Seuberlich, der arme Wurm,
Stand Jordan grad am nächsten,
Da füllte er mutig die Bresche aus,
Als schon die Not am höchsten.

Bei Tische aber wurden bald
Die Dichter alle gemüthlich,
Auch Jordan wurde aufgeknöpft.
Mit Reden unterschiedlich.

Er sprach zu uns manch weises Wort
Und hatte manch schönen Gedanken
Und beim Dessert fiel ihm auch ein,
Für unsere Hochs zu danken.

Beredete Worte sprach sein Mund,
Dem Dichterverein zu Ehren,
Und daß er dabei sitzen blieb,
Das schien ihn nicht zu stören.

Auch war er wohl der erste schier,
Der unsrem Dichterbunde
Ein feierliches Hoch gebracht
Mit der Zigarr' im Munde.

Herr Meyer aber ist entzückt
Und wacht — ganz ungebührlich.
So muß ein Held und Sänger sein,
Urwüchsig und natürlich.

Herr Meyer schließ durchaus nicht ein.
Wen sollte dies nicht rühren?
Und dennoch konnt' er, ungeweckt,
Verschiednes rezitieren.

Zuletzt, als Jordan gegangen war,
Da wurde es laut im Kreise.
Ein jeder sprach von dem großen Mann
Auf seine eig'ne Weise.

Herr Daudert hob sich auf und sprach:
„Wohl schätz' ich ihn nach Gebühren;
Doch eines fehlt ihm, das ist gewiß,
Ihm fehlen die feinen Manieren.“

„Ja“, sprach Herr Rickhoff, „das sag ich auch.
Er ist ein grober Kunde,
Er fällt dem Präses in das Wort
Und redet, Zigarre im Munde.“

„Wai“, sagt Herr Grunwald, „Jordan hat
Wie jeder seine Sitten!
Pfui, Kinder, laßt ihn doch dabei,
Wer hat darob gelitten.“

„Ja“, murmelte Herr Seuberlich,
„Ihr Herren, wir sollten uns freuen,
Mich dünkt, der Jordan rauchte nur,
Um Weihrauch uns zu streuen.“

„Was?“ sprach Herr Egiesch, „Manieren hat
Ein großer Dichter selten.
Was gehen uns seine Manieren an?
Hier müssen die Werke gelten.“

Herr Kolberg sprach: „Wohl schätz' ich hoch,
Was Jordan hat gesungen;
Doch nur durch schöne Form besticht
Sein Lied der Nibelungen.“

„Ich sag', sein Lied ist zu modern“,
So war Herrn Krannhals Schätzung,
„Und ich gestehe, mehr wert scheint mir
Die Simrock'sche Übersetzung.“

Herr Kiecke und manch anderer hat
Dann auch noch mitgesprochen;
Doch plötzlich hört' sie keiner mehr,
Sie wurden unterbrochen.

Herrn Meyer nämlich floh der Schlaf —
Sein Zorn war heute stärker —
Jetzt fährt er rasend auf vom Sitz
Und brüllt wie ein Berserker.

„Wer wagt es Jordan hier zu schmäh'n,
Ihn, Deutschlands größten Dichter?
Wir sind ja sämtlich gegen ihn
Nur lumpiges Gelichter.

Wie, Jordan, Jordan greift ihr an?
Wenn ich mich nicht genierte —
Ich wäre nieder vor ihm gekniet.
Das war's, was ihm gebührte.

Er gab die alten Götter uns,
Die Deutschland längst verloren,
Die alte Helden- und Götterwelt
Hat er uns neu geboren.

Uns ward der Nibelungenfang
Vertrocknet stets gegeben,
Erst Jordan schuf aufs Neue ihn
Und gab ihm Blut und Leben.

Die Helden Griechenlands und Roms
Sind nur Barbaren, Affen,
Verglichen mit Germanenvolk,
Wie Jordan es geschaffen.“

Herr Kiecke sagte leise jetzt,
Daß er das nicht recht glaubte,
Doch Meyer haute auf den Tisch,
Daß die Serviette staubte.

„Die griechisch-römischen Götter all'
Sind Sauferls nur und Schweine.
Nur deutsche Götter hab ich lieb,
Sonst gibt es für mich keine.

„Das ist zu arg“, sprach Masing drauf,
„Mein Herz, mein Herz betrübt er.
Den Christengott, den kennt er nicht
Und Heidengötter liebt er.“

„Ja“, rief Herr Meyer schier verzückt,
Und donnerte und haute
Von Neuem wieder auf den Tisch,
Daß jedem davor graute.

Herr Meyer rollt die Augen wild,
Als wollt' er alle meucheln.
Zum Glück war aber Pilzer da,
Der fing ihn an zu streicheln.

„Sieh“, sprach er, „so gefällst du mir,
Du wirst hier nett und netter,
Du wirst jetzt nicht mehr gottlos sein,
Du hast jetzt wieder Götter.

Doch, lieber Meyer, diesen Tisch,
Den darfst du nicht zerfnallen,
Denn Madame Berg, die gute Frau,
Läßt sich das nicht gefallen.“

Noch immer aber blitzen wild
Aus Meyers Augen Funken,
Doch Pilzer sprach: Er lebe hoch!
Und hat mit ihm getrunken.

Und alle wurden sehr gerührt
Und Meyer mehr als alle,
Und fröhlich wurde sein Gemüt
Und ruhig seine Galle.

Allmählig gingen alle fort
Und nahmen ihre Mützen,
Nur Pilzer blieb mit Seuberlich
Beim edlen Meyer sitzen.

Sein Zustand war gefährlich noch,
Nach ungewohntem Wachen.
Er schlief noch nicht, wir mußten ihn
Durchaus noch schlafen machen.

Was noch von Wein im Vorrat war,
Das muß' der Kellner bringen.
Doch Meyer ward stets munterer
Und fing gar an, zu singen.

Wir sprachen dies, wir sprachen das.
— Der Meyer will nicht schlafen,
Bis endlich, als es viere schlug,
Wir doch das Rechte trafen.

Dem weisen Pilzer fiel es ein,
Auf die Musik zu fallen,
Dem Meister Wagner Lob und Preis
Ließ er zuerst erschallen.

Der Meyer liebt den Wagner auch,
Hört fröhlich dessen Ruhm an,
Doch Pilzer kam vom Wagner bald
Auf Rubinstein und Schumann.

Und hierauf wurde nach und nach
Sein Vortrag allgemeiner
Und Meyers Haltung wurde schwach
Und seine Augen kleiner.

Herr Pilzer aber sprach: „Der Bach,
Der gab uns doch das Beste,
Der gab“ — doch hiebei blieb er steh'n —
Denn Meyer schloß schon feste.

Drob freut sich Seuberlich gar sehr.
Doch Pilzer sprach voll Feuer:
„Da sieht man, was Musik vermag,
Sie bändigt selbst den Meyer.“

Und als wir uns genug gefreut,
Da weckten wir ihn Beide
Und zogen dreisam aus dem Haus,
Zu Madame Bergens Freude.

Und draußen in der frischen Luft
Ward wieder wild der Meyer.
Vier Katzen schlug er beinah tot
Und jauchzte ungeheuer.

Doch als die Kalkstraß'ecke kam,
Da blieb der Pilzer stehen:
„Was riecht ihr hier?“ so sprach er dumpf.
„Könnt ihr den Duft verstehen?“

Die Nasen hoben wir sogleich,
Und riechen doch es richtig;
Doch was für ein Geruch das war,
Das schien uns nicht so wichtig.

Doch Pilzer hat voll Zuversicht
Das große Wort gesprochen:
„Den Frühling habt ihr heute hier
Zum erstenmal gerochen.

Wer nüchtern ist, wird diesen Duft
Wohl Ammoniakduft nennen.
Doch wer die rechte Nase hat,
Der muß den Lenz erkennen.

Das kann nur, wer da saß bis vier
Beim Rheinwein unverdrossen;
Die Nase wird begeistert nur,
Wenn man sie hübsch begossen.“



Von demselben Verfasser im gleichen Verlage sind ferner erschienen:

Meine Muse. 1. Teil. Lieder und Gedichte.
2. Auflage, brosch. 75 Kop.
2. Teil. Baltische Schnurren. 3. Auflage, brosch. 75 Kop.
Komplett in einem Band geb. 2 Rbl.

•—•—•—•

Baltische Schnurren. Humoristische Gedichte. 2. Folge, brosch. 1 Rbl., geb. 1 Rbl. 50 Kop. — 3. Folge, brosch. 80 Kop., eleg. geb. 1 Rbl. 20 Kop.

•—•—•—•

Wilder Garten. Neue Gedichte, brosch. 1 Rbl., geb. 1 Rbl. 50 Kop.

•—•—•—•

Kompositionen ohne Noten. Gedichte, brosch. 1 Rbl., geb. 1 Rbl. 50 Kop.

•—•—•—•

Senor Kduckduckduck. Eine lustige Sommergeschichte. brosch. 30 Kop.

•—•—•—•

Zwei vergessene Gedichte. Von Alexei Tolstoi, übersetzt von Rudolf Seuberlich, brosch. 40 Kop.

—>>>&<<<—